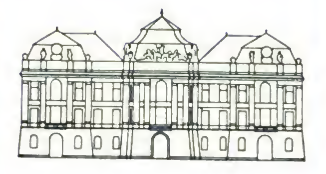
NEUE SONN- UND FESTTAGS-PREDIGTEN ZUR BEFÖRDERUNG EINER...

Johann-Martin Gehrig







Neue
Sonn- und Festtags-
Predigten

zur Beförderung

einer sittlich-religiösen Denkart

vorzüglich unter dem Landvolke.

Von

Joh. Martin Gehrig,

Kapellan im Würzburgischen.

Erstes Bändchen.

Neueste Auflage.

Bamberg und Würzburg,

1817.



Seiner Hochwürden Gnaden

Herrn

Gregor Zirkel,

Bischofe zu Hippol, und Weihbischofe

zu Würzburg

ehrfurchtsvoll und unterthänigst

gewidmet.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Nie habe ich geglaubt, daß meine homiletischen Arbeiten die so gütige Aufnahme bey dem Publicum finden würden, welche sie wirklich gefunden haben, und die so bald eine zweyte Auflage derselben nöthig machte. Ich muß das mehr der Nachsicht und Güte des Publicums, als dem Werthe meiner Arbeiten selbst zuschreiben. Wie angenehm und erfreulich sollte es für mich seyn, wenn ich darin zugleich den noch regen Sinn für das Göttliche, und die Liebe für Erbauungsschriften sehen dürfte! Doch dem sey, wie ihm wolle, der starke Absatz dieser meiner Predigten, welche in vier Bändchen erschienen sind, hat mich bewogen, sie mit noch zwey Bändchen zu vermehren, welche mit dieser Auflage zugleich verkauft werden. Daran habe ich bey Erscheinung des vierten Bändchens freylich nicht gedacht, ich wollte mit ihm schließen, und meine Musen und Kräfte dem katechetischen Fache, das noch weniger bearbeitet ist, schenken.

Vorrede.

Was diese zwey Bändchen Nachträge insbesondere betrifft, so werden sie den ersten an Güte nicht nachstehen. Wie die Walze um ihre Axe, so dreht sich auch in ihnen wieder alles um den Satz: Vertraue auf Gott, und thue deine Pflichten, worin das Wesen aller Religion besteht.

Den Kunstrichtern, die mir ihre Erinnerungen mit so viel Humanität mittheilten, statte ich hier meinen aufrichtigen Dank ab. Nur muß ich bedauern, daß ich von denselben bey dieser Auflage keinen Gebrauch machen konnte. Erst als sie fertig war, meldete mir mein Verleger dieselbe. Ich weiß also nicht einmahl, ob die häufig in die erste Auflage eingeschlichenen Druckfehler verbessert worden sind, oder nicht. Eine dritte Auflage soll nicht ohne vorhergegangene sorgfältige Revision erscheinen.

Mit dieser Auflage ist noch ein Band ganz neuer Festpredigten von mir fertig geworden. Ich wünsche, daß sie in den Händen eifriger Seelsorger viel Gutes stiften, den Faulen aber nicht zum Polster dienen möchten.

Schlebenrieth bey Werneck, den 24ten October, 1808.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Am Neujahrstage.

Kurz ist unsere Lebenszeit, aber viel hängt von ihrer guten oder übeln Anwendung ab.

Text.

Lehr' uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden. Ps. 89, 12.

Nun so ist schon wieder ein Jahr dahin! So geschwinde gehen Stunden, Tage und Wochen, Monathe und selbst Jahre vorüber; sie reissen uns mit sich fort, und ehe wir uns versehen, werden wir an den Pforten der Ewigkeit stehen!

Wir fangen heute ein neues Jahr an, und dieses wird eben so flüchtig, wie unsere zurückgelegten Lebensjahre vorbey eilen. Möchten wir doch dieses bedenken! Die Betrachtung der Flüchtigkeit und Kürze unsers Lebens hat schon manchen zum reifern Nachdenken gebracht. Deßwegen bethet Moses im Ps. 89. Lehr' uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden. Und David bethet: Gott! zeige mir mein Ende, und meiner Tage Maß, wie klein es ist! Damit ich es erkenne, daß ich vergänglich bin. Mit Spannen hast du mir die Tage zugemessen; mein Alter ist ein Nichts vor dir. Wie lauter Dunst ist jeder Mensch, der sich so bleibend dünkt! Ps. 38.

So geschwinde unsere Lebensjahre vorüber gehen, und so wenige derselben sind, so viel hängt von ihrer guten oder übeln Anwendung ab. Von ihrer Anwendung hängt es ab, ob wir in der Ewigkeit glücklich oder unglücklich seyn werden.

Wie übel wendet man oft die Zeit an? Beydes nun, die Kürze unserer Lebenszeit sowohl, als die Wichtigkeit ihrer Anwendung sollte uns bewegen, keinen Augenblick unbenützt zu lassen, sonden jede Minute wohl anzuwenden.

Damit ihr wirklich weise werdet, und die kostbare Lebenszeit besser, und wohl anwendet, so will ich euch heute die Wahrheit zu Gemüthe führen:

Kurz ist unsere Lebenszeit, aber viel hängt von ihrer guten oder übeln Anwendung ab.

Ich sage:

1) Kurz ist unsere Lebenszeit;

2) Viel hängt von ihrer guten oder bösen Anwendung ab.

Seyd aufmerksam.

I.

Schon Moses klagte im Ps. 89, 10. über die Kürze des menschlichen Lebens. Wir leben, sagt er siebenzig Jahre, bey aller Stärke achtzig, und das, worauf wir stolz sind, ist Arbeit und Mühe. Hiob sagt es gerade zu: Der Mensch vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit, und ist vielen Mühseligkeiten unterworfen, 14, 1. Wie geschwinde eilen unter Spielen und Tändeln die sorglosen Jahre der Kindheit dahin? Wie verfliegen nicht die frohen

Jahre der Jugend, und die ernsthafteren Jahre des männlichen Alters? Wie bald ist das graue Alter da, wo der Tod sich meldet, und sein Recht über die Menschen behauptet? Wir heissen zwar ein Menschenalter von 70, 80 Jahren, ein hohes Alter: aber was sind 70, 80, was sind selbst hundert Jahre gegen die unermeßliche Ewigkeit? Nicht einmahl, was ein einziges Sandkorn gegen ein ungeheuers Felsengebirge, was ein Tropfen Wasser gegen das große Weltmeer ist, sind viele Menschenalter gegen die Unermeßlichkeit der Ewigkeit. Der größte Theil der Menschen erreicht nicht einmahl das, für unsere Natur mögliche Alter. Es gehet den Menschen oft, wie einem Baume am Wasser: Dieser erhebt seine Zweige, Blätter und Aeste hoch in die Luft; aber unvermuthet läuft der Fluß an, und führt ihn plötzlich mit sich fort. Eben so führt uns der Tod, wo wir in der schönsten Blüthe unserer Lebensjahre sind, unerwartet mit sich fort. Da, wo der reiche Mann auf viele Jahre hinaus Pläne machte, hieß es: Du Thor! Diese Nacht noch wird man dein Leben von dir fordern, Luk. 12, 20. Wir sind Menschen, und jede Stunde alt genug zum Sterben.

Die heil. Schrift schildert die Kürze des menschlichen Lebens auf folgende Weise. Du raffst sie hin, sagt Moses, sie entschlafen, gleichwie das Gras, das Morgens verwelkt. Das früh grünt, aber verwelkt, am Abende abgehauen wird, und verdorrt, Ps. 89, 5 u. 6. Was ist euer Leben, fragt der Apostel Jakobus? Ein Dampf ist es, der eine kurze Zeit sichtbar ist, hernach aber verschwindet, 4, 15. Alles Fleisch, schreibt Petrus, ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie eine Grasblume, das Gras verwelkt, und seine Blume fällt ab,

1 Br. 1, 24. In heißen Ländern, wo der glühende Wind von Morgen Kräuter und Blumen versengt, ereignet es sich öfters, daß sie in einigen Tage verdorren.

Wegen unserer kurzen Lebenszeit vergleicht man den Menschen eben deßwegen mit einer Blume, die eine kurze Zeit blühet, bald aber wieder verwelkt, und abfällt. Man vergleicht ihm mit einem Pfeile, der durch die Luft fahret, und dahin fahrend verschwunden ist. Man vergleicht ihn mit einem Schiffe, das auf der hohen See dahin segelt, bald aber aus den Augen verschwindet.

Es gehet auf dieser Erde, unserm Wohnorte, wie auf einer Schaubühne. Auf einer Schaubühne treten Personen auf eine kurze Zeit auf, bald aber wieder ab, um andern Platz zu machen: bald treten auch diese wieder ab, um den nachfolgenden Platz zu machen. Eben so tritt auf der Schaubühne dieses Lebens, ein Geschlecht nach dem andern auf und ab, bis das Ende der Welt herbey kommt. Oder es gehet uns, wie den Blättern an einem Baume. Wie ein grüner Zweig am dickbelaubten Baume einige Blätter abwirft, und andere treibt; so geht es auch mit dem Menschengeschlechte. Diese sterben, und jene werden geboren. Jedes verwesliche Werk zerfällt, und der sich damit beschäftigte, der geht mit ihm denselben Weg, Sir. 14, 19. 20. deßwegen nennet uns die heil. Schrift auch nur Pilgrimme auf Erden, und die Erde unsere Herberge, 1 Chron. 29, 15. Und der gelehrte Petrarcha sagt: die ganze Welt ist nur eine kurze Herberge.

Schauet einmahl auf hundert Jahre zurück! Vor hundert Jahren war von uns allen noch kein

einziger auf der Welt, selbst der älteste Greis noch nicht. Nach hundert Jahren wird auch kein einziger von uns allen mehr da seyn, auch das jetzt jüngste Kind nicht mehr. Ich habe einen Gottlosen gesehen, er war trotzig, und breitete sich aus; im Vorbeygehen, sieh! da war er dahin. Ich fragte ihm nach, und fand ihn nirgends, Ps. 36, 35. 36. Was da die heil. Schrift von dem Gottlosen sagt, das kann in Hinsicht unserer Lebensdauer, von uns allen gesagt werden. Bald werden Vorbeygehende uns nicht mehr sehen, und jene, die nach uns fragen, uns nicht mehr finden.

Gehet einmahl auf den Kirchhof! Die hohlen Köpfe im Beinhause waren vor kurzer Zeit auch noch, was wir jetzt sind; und was sie jetzt sind, werden wir nach einem Jahrhunderte alle seyn, morsche Knochen, hohle Köpfe, und dürre Gebeine.

So kurz ist das Menschenleben. So flüchtig eilt unsere Lebenszeit dahin, und doch hängt so viel von ihr ab.

II.

Von der guten oder übeln Anwendung unserer Lebenszeit hängt es ab, ob wir in der Ewigkeit glücklich oder unglücklich seyn werden. Vernunft und Schrift lehren uns dieses.

Die Vernunft sieht das künftige Leben bloß als eine Fortsetzung des gegenwärtigen, und die Beschaffenheit desselben, als eine Folge unsers jetzigen Verhaltens an. Nach unserm innern Richter, dem Gewissen, muß dort einem jeden der Platz angewiesen werden, wo er nach seinen ihm eigenen Neigungen und Fähigkeiten, glücklich oder unglücklich ist. Das künftige Schicksal der Menschen darf nach un=

serer Vernunft nicht willkürlich bestimmt werden. Die heilige Schrift bestätiget dieses.

Die heil. Schrift stellet uns dieses vor, als die Zeit des Kampfes und des Streites, jenes Leben, als die Zeit der Krönung nach dem Kampfe, 2 Timoth. 4, 7. 8. Sie stellet uns ferner das gegenwärtige Leben vor, als die Zeit der Aussaat, jenes, als die Zeit der Ernte. Schon Salomon sagt: Wer Unrecht säet, wird Unglück ernten; und der Stock, die Strafe, wird seine Mühe vollenden, Sprichw. 22, 8. Und wenn Salomon damit auch nicht über dieses Leben hinauszielt, so thuet dieses doch offenbar Paulus. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, wird vom Fleische auch die Verwesung ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten, Gal. 6, 7. 8. Wie oft spricht sie vom Gerichte, von Auferweckung der Todten, vom Himmelreiche? Mit diesen bildlichen Ausdrücken will sie aber alle Mahl nicht mehr und nichts anders sagen, als dieses: Daß von der Anwendung der gegenwärtigen Lebenszeit das Schicksal in der Ewigkeit abhange.

So kostbar ist also die Zeit, so viel kommt auf ihren guten oder übeln Gebrauch an. Die Ziffer an den Uhren sind gewöhnlich vergoldet, und der Zeiger weiset beym Herumgehen auf goldene Zahlen, dieses soll uns lehren, daß die Zeit golden sey, daß sie nicht weniger sey, als der Preis der Ewigkeit, und man dieselbe wohl anwenden müsse. Und doch wie übel geht man gewöhnlich mit der Zeit um.

Schon Seneka fragte: Wen wirst du mir zeigen, der einigen Preis auf die Zeit setze? Wie unnütze haben wir die edeln Stunden und Tage des

verflossenen Jahres zugebracht? Wie lasterhaft und gottlos? Ich will jetzt keine Klagen darüber anstellen, aber eben dieser Weltweise Seneka hat Recht, wenn er sagt: Wir bringen einen Theil der Zeit zu mit Sündigen, einen großen Theil mit Nichtsthun, und beynahe unsere ganze Lebenszeit mit Geschäften, die nicht zu unserm Berufe gehören.

So lasset uns doch einmahl weise werden, und die Zeit, die so kurz ist, von der aber doch so viel abhängt, gut anwenden! Was ists, daß ich noch zu leben habe? sprach Barsillai zum Könige David, der ihn zur Belohnung für empfangene Wohlthaten mit nach Hofe nehmen wollte, 2 Sam. 19, 34. Barsillai war schon achtzig Jahre alt. So alt sind wir noch nicht: aber nehmen nicht auch unsere Kräfte schon ab? Unsere Augen sehen schon nicht mehr so scharf, wie zuvor; unsere Ohren hören nicht mehr so gut, wie zuvor; unsere Zähne fallen schon aus, und graue Haare zeigen sich auf unserm Kopfe: Sind das nicht lauter Vorbothen des Todes? Unser Leben ist kurz: und was ist's, das wir noch zu leben haben? Darum so lasset uns wirken, so lange es Tag ist, so lange unsere Lebenszeit noch dauert! Bald kommt die Nacht, die Zeit der Unthätigkeit, der Krankheit und des Todes, da niemand für die Ewigkeit mehr wirken kann, Joh. 9, 4. So wollen wir denn zu sündigen aufhören, und der brüderlichen Ermahnung des Apostels Paulus zu Folge, Gutes thun, da wir noch Zeit haben, Gal. 6, 10. Amen.

Am Sonntage nach dem neuen Jahre.

Alles siehet das Auge Gottes, wir sollen deßwegen nichts Böses thun *).

Text.

Stehe auf, nimm den Knaben, und seine Mutter, und kehre in das Land Israel zurück, denn sie sind gestorben, welche dem Knaben nach dem Leben strebten. Matthäi 2, 20.

Der heil. Joseph mußte mit dem Kinde Jesu dem Könige Herodes aus den Augen gehen, weil dieser

*) Ich schäme mich nicht, hier das Geständniß zu machen, daß ich zu dieser und der 10ten Predigt viele Gedanken von einem uralten Prediger entlehnte, von dem ehrwürdigen Venenien. Die alten Prediger sind reich an Kernsprüchen, Bildern und Gleichnissen, sie wissen übersinnliche Wahrheiten vortrefflich zu versinnlichen, und würzen ihren Vortrag mit passenden Stellen aus den Classikern und Kirchenvätern. Zwar beleidigen die Vorstellungen der Religionswahrheiten, wie sie haben, alle Augenblicke die Vernunft, und ihre Sprache fällt nicht selten in das Pöbelhafte, ja Schmutzige herab. Wer aber einmahl einen gebildeten Geschmack, und richtige Religionsgrundsät-

argwöhnische und grausame Wütherich demselben nach dem Leben strebte. Joseph nahm in der Nacht den Knaben und seine Mutter, und entwich in Aegypten, wohin das Auge des blutdürstigen Herodes nicht reichte.

Herodes starb, und Joseph war schon im Begriffe in das Land Israel, an seinen vorigen Wohnort zurück zu kehren. Allein weil Archelaus, der jetzt an der Stelle seines Vaters Herodes regierte, auch ein wilder Mann war, so wich Joseph auch diesem aus und floh in die Gegend von Galiläen. Da regierte Herodes Antipas, ein von Natur guter und sanfter Herr, unter welchem sich niemand zu fürchten hatte. Und so entging also Joseph mit dem Kinde und seiner Mutter den Augen zweyer Könige.

Man braucht auch nur Klugheit und Vorsicht, so kann man sich fast alle Mahl den Augen der Menschen entziehen, selbst den Augen des hellsehendsten Königs, der noch tausend andere als Wächter aufstellt. Aber den Augen Gottes kann niemand ent-

---

ze hat, sich also von ihnen nicht irre leiten läßt, wird sie nicht ohne Nutzen lesen. Vielleicht wäre es eine verdienstvolle Arbeit, wenn ein fleißiger Mann das Gute aus ihnen herauszöge, und zum Gebrauche für die jetzige Welt bearbeitete. Freylich würden die 6 Foliobände eines Hunolds, und die 8 Quartbände eines Venetien bis etwa auf zwey Octavbändchen zusammen schwinden: allein auf diese Art würden doch die Körner nicht mit der Spreu, und die echten Perlen nicht mit den falschen zu Grunde gehen." Collegerunt bonos in vasa: malos autem foras miserunt, Matth. 13, 48.

gehen. Es ist keine Landschaft so entlegen, kein Winkel so verborgen, wo Gott nicht ist. An allen Orten sind wir dem allsehenden Auge Gottes ausgesetzt; alles weiß Gott, alles siehet Gott: überall ist Gott ein Zeuge unserer Handlungen; überall ein unbestechlicher Richter derselben. Wahrlich, ich weiß nicht, was uns mächtiger von jeder Sünde abhalten sollte, als der Gedanke: Gott siehet dich!

Der heutige Sonntag ist der erste Sonntag dieses Jahres: wie gut wäre es, wenn wir an demselben diese Wahrheit uns ernstlich zu Gemüthe führten, und dann durch sie dieses Jahr von Sünden bewahrt blieben?

Ich will das Meinige dazu beytragen und also den Satz ausführen:

Alles siehet das Auge Gottes, wir sollen deßwegen nichts Böses thun.

Ich sage:

1) Alles siehet das Auge Gottes;
2) Wir sollen deßwegen nichts Böses thun.

Seyd aufmerksam.

I.

Woher kommt es, daß so viele tausend Sünden und Laster ohne Scheu, und ohne Furcht in der Welt von den Menschen begangen werden? Es kommt daher, weil man sich die Wahrheit nicht tief genug einprägt: Gott siehet dich.

Es siehet uns niemand, sprachen die schamlosen Greise, welche die keusche Susanna verführen wollten, Dan. 13, 20. Es ist um mich finster; die Mauern verbergen mich, niemand kann mich be-

obachten: Was soll ich fürchten? Der Höchste weiß nichts von meinen Sünden. So spricht ein Ehebrecher bey Sir. 23, 18. und so sprechen alle Sünder und Verführer: Niemand siehet uns.

Und doch, was ist mehr gegründet, als die Wahrheit: Gott siehet alles? Umsonst wollte der erste Mensch nach begangener Sünde der Gegenwart Gottes entfliehen. Adam, wo bist? so rief ihm Gott: aber ehe er ihm rief, wußte er schon, was Adam gethan habe, und wo er sich aufhalte, 1 Mos. 3, 9. Umsonst wollte Kain, der Brudermörder seine schwarze That vor Gott verbergen. Gott war ein Zeuge derselben; und das Blut des unschuldigen Abels schrie gleichsam zu ihm um gerechte Bestrafung, 1 Mos. 4, 10.

Herr, du erforschest mich, du kennst mich: ich sitze oder stehe auf, dir ist's bekannt: du siehest von ferne meinen Entschluß. Ich gehe oder liege, schon weißt du es: du hast schon wahrgenommen meine Wege alle. Kein Wort schwebt auf meiner Zunge: Gott, du hast es schon gewußt! Du umgibst von allen Seiten mich, hältst mich mit deiner Hand. Wo sollt' ich hin vor deinem Geiste fliehn? wohin, um deinem Blicke zu entgehen? Steig ich Himmel an; so bist du da: macht' ich die Unterwelt zu meinem Ruhebette; auch da bist du. Schwüng' ich meine Flügel zur Morgenröthe hin, dräng ich an des Weltmeers Grenzen mich; so würd' auch dort mich leiten deine Hand, mich greifen deine Rechte. Spräch' ich: Finsterniß bedecke mich; so würde selbst die Nacht um mich zu Tage: denn Finsterniß verdunkelt nichts vor dir; Nacht leuchtet dir wie Tag; Licht oder Dunkel, gleichviel ist es dir. Du kanntest mich in meiner Mutter Schooße: dir war un-

verhohlen mein Gebein, als ich im Verborgenen gebildet, gewebt wie im tiefsten Schooße der Erde ward, so heißt es im 138. Psalme. Du hast sogar meine Fußstapfen bemerkt. . . Du hast alle meine Schritte und Tritte gezählt, sagt Hiob, am 13. und 14. Kap. Und Sirach sagt, daß die Augen Gottes tausend Mahl heller sind, als die Sonne, daß sie alle Handlungen der Menschen beobachten, und die verborgensten Winkel durchspähen, 23, 19. Bey Gott ist keine Nacht, keine Finsterniß. Er nimmt deiner wahr, o Mensch! am verborgensten Orte, auch bey der finstersten Mitternacht. Ziehe dich hinter den dichtesten Vorhang zurück, Gott durchdringet denselben, er siehet das Innerste deiner Seele. Die Menschen sehen nur, was äußerlich ist: Gott durchsuchet jeden Winkel deines Herzens. Alles liegt vor den Augen Gottes bloß, alles ist vor demselben aufgedeckt, schreibt Paulus Hebr. 4, 13.

Die alten Aegyptier waren der Meinung, daß Gott nichts anders sey, als ein großes Auge der Welt, welches mit seiner Scharfsichtigkeit alles durchdringe, alles genau besichtige, und ganz durchgründe. Sie stellten deßwegen Gott vor durch einen goldenen Zepter, auf dessen Spitze ein weit eröffnetes Auge zu sehen war. Durch den goldnen Zepter wollten sie Gottes Macht und Herrlichkeit, durch das offene Auge seine Allwissenheit andeuten.

Mit diesem so scharfsichtigen Auge siehet Gott, wir mögen seyn, wo wir wollen, alles, unser ganzes Thun und Lassen, wir mögen etwas ingeheim, oder öffentlich begehen, alle unsere guten und bösen Werke.

Was sollen wir, m. L.! hieraus für einen Schluß ziehen? Sprich nicht, sagt Sirach, sprich

nicht: Ich bin vor Gott verborgen; sollte jemand im Himmel an mich denken? 16, 17. Eben diesen Schluß sollen wir daraus ziehen, und jede Sünde sorgfältig vermeiden, weil das Auge des Allerhöchsten alles beobachtet, alles siehet.

II.

Der Weltweise Seneka hielt dafür, daß dieses das kräftigste Mittel sey, sich überall gut aufzuführen, wenn man immerhin denke: Es stehet ein rechtschaffener Mann neben dir, der auf all' dein Thun und Lassen genau Acht gibt. Und so ist es wirklich, wie es die tägliche Erfahrung beweiset. Die Gegenwart des Vaters bey seinem Kinde, des Lehrers bey seinem Schüler, des Herrn bey seinem Knechte, des Fürsten bey seinem Unterthanen vermag alle Mahl so viel, daß sie sich nicht getrauen, etwas Schändliches zu begehen. Wenn nun die Gegenwart eines sündlichen Menschen es vermag, uns vom Bösen abzuhalten, wie vielmehr soll die Gegenwart des heil. Gottes uns von jeder Sünde abhalten?

Deßwegen sagte auch der alte Tobias seinem Sohne: Dein Leben lang habe Gott vor Augen, Tob. 4, 6. Deßwegen sagen auch christliche Aeltern alle Mahl ihrem Kinde, welches sie von sich lassen, und in die Fremde schicken: Habe Gott vor Augen. Erinnere dich allenthalben der Gegenwart Gottes, und vergesse es nie: Gott siehet das Gute an dir, welches ihm gefällt, er siehet aber auch das Böse an dir, welches ihm mißfällt. Sie glauben dadurch am sichersten ihr Kind vor der Verführung und allem Bösen zu bewahren, und sie haben auch Recht.

Ich könnte einen grossen Gewinn machen, aber er ist gegen Recht und Billigkeit: den Menschen bliebe der Betrug zwar verborgen, allein Gott weiß ihn. Ich könnte mich an meinem Feinde ingeheim rächen, niemahls würde er es erfahren, daß ich ihm etwas zu Leid gethan habe, aber Gott weiß es. Ich könnte eine Sünde wider die Keuschheit begehen, mein Fleisch treibt mich dazu an, auch wird die That niemahls an das Taglicht kommen, aber Gott bemerkt das sündliche Feuer, welches in mir brennt. Ja, nur ein Gedanke an Gott: und die Sünde unterbleibet!

Hättet ihr an Gott gedacht, ihr lieblosen Brüder, Söhne Jakobs! ihr würdet euern Bruder Joseph nicht so mißhandelt, ihr würdet euern alten Vater nicht mit der Nachricht betrübet haben: Ein wildes Thier hat deinen lieben Sohn zerrissen! 1 Mos. 37, 32. Hättet ihr gegen Himmel empor geschauet, und an Gott gedacht, ihr ehebrecherischen Greise! Ihr würdet keine so bösen Gedanken gegen die keusche Susanne geschöpfet, keine so schändlichen Handlungen wider sie verübt haben! Man muß entweder nicht an Gott denken, oder nicht an ihn glauben, wenn man in seiner Gegenwart Böses zu thun nur im Sinne hat.

Wen haben wir mehr fürchten, Gott oder die Menschen? Fürchtet nicht jene, sagt Jesus, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der die Seele, und den Leib in die Hölle stürzen kann, Math. 10, 28. Nun die Gegenwart der Menschen scheuet man, und thuet vor ihnen nicht leicht etwas Böses; auch der frechste Mensch gibt etwas mehr auf sein Thun und Lassen Acht, wenn die Augen an-

derer auf ihn gerichtet sind: und Gott sollte man nicht scheuen, dessen Auge nichts entgehet? Vor ihm sollte man Sünden auf Sünden häufen?

So hüthet euch denn vor jeder Sünde! Lasset den Gedanken mächtig auf euch wirken: Gott ist bey mir! Ihr möget zu Hause, oder auf dem Felde, allein oder bey Andern seyn; ihr möget arbeiten, oder ausruhen, so vergesset nie: Gott weiß, Gottes Auge siehet alles! Die Erinnerung an Gottes Gegenwart sey der Schutzengel, der euch vom Bösen abhalte! Amen.

Am Feste der Erscheinung des Herrn.

Das Evangelium soll uns Christen ein Leitstern oder Führer seyn, auf dem Wege durch dieses Leben.

Text.

Da ging der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, vor ihnen her, bis er dahin kam, und obenher stand, wo der Knabe war. Matth. 2, 9.

Die göttliche Vorsehung bedienet sich allerhand Mittel zur Erreichung ihrer Absichten. Winde, Blitze und Ungewitter werden die Bothen oder Diener des Herrn genennt. Winde macht er zu seinen Bothen, und flammende Blitze zu seinen Dienern,

heißt es Ps. 103, 4. Dieses Mahl hat sich Gott eines merkwürdigen Sternes bedienet, wodurch er den Heiden die Geburt Jesu Christi bekannt machte, und sie zum Christenthume berief.

Uns hat Gott durch ganz gewöhnliche Mittel zum Christenthume berufen. Wir sind von christlichen Aeltern geboren worden, und haben von Jugend auf Unterricht in der Lehre Jesu Christi bekommen. Da wir nun Christen sind, so geht uns weiter nichts mehr ab, um zur Tugend und Glückseligkeit zu gelangen, als daß wir das Evangelium zu unserm Wegweiser oder Führer wählen. Wie ein Stern die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem führte, so soll uns die Lehre Jesu oder das Evangelium allezeit auf dem rechten Wege durch dieses Leben führen. Es soll die Richtschnur aller unserer Handlungen, unser Leitstern seyn.

Ich bleibe bey dieser Wahrheit stehen, und sage:

Das Evangelium soll uns Christen ein Leitstern oder Führer seyn, auf dem Wege durch dieses Leben.

1) Beweise ich, daß das Evangelium unser Wegweiser oder Führer seyn soll;

2) Untersuche ich, ob wir es auch zum Wegweiser oder Führer bey unsern Handlungen nehmen.

Sammelt eure Aufmerksamkeit.

I.

Den Juden war es auf das nachdrücklichste befohlen, ihr Gesetz sich zum Wegweiser oder Führer

zu

zu nehmen, es niemahls aus der Acht zu lassen, sondern beständig vor Augen zu haben. Die Worte, spricht Moses, die Worte, welche ich euch jetzt vorhalte, sollen euch stets im Sinne bleiben. Ihr sollt sie euern Kindern einschärfen, und mit ihnen davon reden, zu Hause und auf dem Wege, wenn ihr euch niederleget, und wenn ihr aufstehet. Ihr sollt sie als Denkzeichen an eure Hände binden, und als Stirnbänder zwischen euern Augen tragen. Ihr sollt sie an eure Thürpfosten und Thore schreiben, 5 Mos. 6, 6 — 10. Sie sollten ohne Unterlaß mit ihrem Gesetze zu Rathe gehen, und es bey Tag und Nacht betrachten. Jesus selbst weist sie in der Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus darauf hin. Sie haben den Moses, und die Propheten, läßt er den Abraham sagen, diese sollen sie hören. Die in denselben enthaltene Vorschriften sollen sie anhören und ausüben, Luk. 16, 29. So nachdrücklich war es den Juden eingeschärft, daß sie bey all' ihrem Thun und Lassen auf ihr Gesetz hinsehen sollten.

Fromme Männer des alten Testamentes haben sich ihr Gesetz auch immerhin zu ihrem Wegweiser gewählt. Dein Gesetz spricht David, dein Gesetz ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege. Was die Leuchte dem Wanderer im Finstern auf einem gefahrvollen Wege ist, das ist mir dein Gesetz bey meinen Handlungen, Ps. 118, 105. Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, damit ich nicht wider dich sündige, Ps. 118, 11. Ich denke über deine Befehle nach, und achte auf deine Wege. An deinen Gesetzen habe ich Vergnügen, und vergesse deine Worte nicht, Ps. 118, 15. 16.

Was den Juden die Bücher Moses und der Propheten waren, das soll uns Christen das Evangelium Jesu Christi seyn. Ich bin das Licht der Welt, sagt Jesus, wer mir nachfolget, wandelt nicht in Finsternissen, Joh. 8, 12. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zur richtigen Gottes-Erkenntniß, als durch mich, Joh. 14, 6. Wie das Licht der Sonne die Welt, so erleuchtet die Lehre Jesu Christi unsern Verstand. Sie enthält die Aussprüche der Vernunft und des Gewissens in einer vernehmbaren Sprache. Ohne sie tappen wir, wie der Blinde im Finstern. Wenn irdische Dinge unsere ganze Seele einnehmen und beschäftigen, so ruft uns das Evangelium zu: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Wenn wir auf Betrug, Diebstahl und andere ungerechten Vortheile ausgehen, so ruft uns das Evangelium zu: Was hälfe es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte. Wenn natürliche Trägheit, oder andere Hindernisse sich unserer Tugend entgegensetzen; so rufe uns das Evangelium zu: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur jene die sich Gewalt anthun, werden es an sich reissen. Bald öffnet es den Vorhang, und zeigt uns die Tugend in ihrem vollen Glanze, die uns zur Würde der Kinder Gottes erhebt, und Gott ähnlich machet. Bald stellet es uns die Sünde in ihrer ganzen Häßlichkeit vor Augen, als eine Empörung gegen Gott, den heiligen Gesetzgeber; als einen Undank gegen Jesum, unsern größten Wohlthäter. Wenn reine Beweggründe bey uns nichts ausrichten, so lockt es uns durch die Hoffnung, und zeiget uns in der Ferne die unverwelkliche Krone, die dem Tugendhaf-

ten entgegenharret. Oder es hält uns durch die Furcht im Zaune, indem es uns auf einen strengen, unbestechlichen Richter, und eine qualvolle Ewigkeit hinweiset. Es wendet alles an, um unsere unsterblichen Seelen zu retten. Ohne es werden wir niemahls zur Tugend, zur Glückseligkeit würdigen Tugend gelangen.

Fromme Männer des neuen Testamentes nahmen sich auch das Evangelium als Wegweiser und Führer. Ich schäme mich, schreibt Paulus, ich schäme mich des Evangeliums nicht, weil es eine Kraft Gottes zum Heile ist für einen jeden, der glaubet, Röm. 1, 16. Er lebte nach seinen Vorschriften, und predigte es auch Andern, er hielt es für das wirksamste Mittel, die Menschen gut und glücklich zu machen.

Das Evangelium soll also unser Leitstern seyn. Bey allem, was wir denken, reden und thun, sollen wir auf es hinsehen, und sehen: was es dazu sage; ob es unsere Gedanken, Worte und Werke billige, oder verwerfe. Was es billiget, sollen wir thun; was es verwirft, sollen wir unterlassen. Dazu, daß wir das Evangelium zu unserm Führer nehmen, dazu ladet uns auch Jesus auf das freundschaftlichste ein: Kommt alle zu mir, ruft er, die ihr Mühe habt, und beladen seyd, und ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen. Und ihr werdet Ruhe in euern Seelen finden. Denn mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht, Matth. 11, 28 — 30.

Nehmen wir denn auch als Christen in allem das Evangelium zu unserm Wegweiser und Führer? Das will ich noch kürzlich untersuchen.

II.

Dem Christenthume sind die Grundsätze, Beyspiele und Gewohnheiten der Welt geradezu entgegen. Deßwegen ermahnet uns der Apostel, daß wir unsern Lebenswandel nicht nach der herrschenden Denkart irdisch- oder weltgesinnter Menschen einrichten sollen. Machet euch dieser Welt nicht gleichförmig, schreibt er in dem Briefe an die Röm. 12, 2. Die Welt und das Christenthum stehet nach Jakobus in einem solchen Widerspruche, daß er die Freundschaft der Welt eine Feindinn Gottes nennet, und hinzusetzt: Wer ein Freund der Welt seyn will, der ist ein Feind Gottes 4, 4.

Die Welt sagt zu manchen Dingen ja, das Evangelium sagt dazu nein. Keine Unbild übersehen, sondern sich alsbald an dem Beleidiger rächen. Keinen Vortheil oder Gewinn aus den Händen lassen, wenn er auch noch so unbillig und ungerecht ist. Alle Eitelkeiten mitmachen; allen Ueppigkeiten beywohnen: das sind die Grundsätze der Welt. Selig die Sanftmüthigen, selig die Friedfertigen. Wehe euch ihr Reichen! die ihr durch List, durch Lüge und Betrug reich geworden seyd. Kreuziget euer Fleisch mit seinen Begierlichkeiten; das sind die Grundsätze des Evangeliums. Wen wählen wir uns denn bey unsern Handlungen zum Führer, die Grundsätze der Welt oder des Evangeliums? Wen fragen wir um Rath, die Welt oder das Evangelium?

O, die Feindschaften, in denen wir oft Jahre lange leben; die Ungerechtigkeiten, welche wir begehen, und nie wieder gut machen; die Unmäßigkeit und Völlerey, der wir uns überlassen beweisen es leider! nur zu deutlich, daß wir die Welt, und nicht

das Evangelium zum Führer gewählet haben! Wir leben nicht nach der Vernunft, sondern nach dem Beyspiele der Welt, sagte Seneka zu seiner Zeit. Wir leben nicht nach dem Christenthume, sondern nach dem Beyspiele irdischgesinnter, und gottesvergessener Menschen, können wir heut zu Tage sagen. Die Welt tritt auf, und das Evangelium muß zurücktreten. Nicht dahin folgen wir, wohin uns das Evangelium führet; wir folgen dem Zuge der Welt, weil ihre Gewohnheiten und Gebräuche unserm Fleische schmeicheln, unsere bösen Begierden befriedigen. In der That man sollte glauben, das Evangelium wäre aus der Welt verbannet, oder man wüßte nichts mehr von ihm, wenn man auf die Handlungen mancher Christen hinblicket! Nach dem Evangelium sollen wir absagen allen sündlichen Lüsten, und dem bösen Wesen, und wir thun nichts, als daß wir dem Fleische und allen bösen Lüsten nachhängen. Mit Wollüsten jeder Art schänden wir unsern Leib. Wir begehen Laster, von denen nicht einmahl die Heiden etwas wußten. Wir sollten uns schämen Christen zu heissen, und doch so ganz dem Evangelium Jesu Christi entgegen zu handeln!

Liebet die Welt nicht, ruft uns der liebevolle Johannes zu, liebet die Welt nicht, noch das, was in der Welt ist; wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. Denn alles, was in der Welt ist, die Begierlichkeit des Fleisches, Begierlichkeit der Augen, und Hoffart des Lebens ist nicht von dem Vater, sondern von der Welt. Die Welt, und ihre Begierlichkeit vergeht auch, wer aber den Willen Gottes thut, bleibet ewiglich, 1 Br. 1, 15 — 18.

Das Christenthum setzet den 3 Hauptquellen aller Laster und Unordnungen die schönsten Tugenden entgegen. Der ausschweifenden Wollust setzet es eine vernünftige Enthaltsamkeit, der Habsucht eine zweckmäßige Sparsamkeit mit einer verhältnißmäßigen Freygebigkeit, und dem Stolze eine bescheidene Selbstkenntniß und wahre Nächstenliebe entgegen. So lasset uns denn einmahl den Gewohnheiten der Welt und den Lüsten des Fleisches entsagen; denn die sinnlichen Weltmenschen, mit allen ihren Wollüsten, denen sie sich in diesem Erdenleben ergeben, hören einst auf. Nur wer sich von dieser bösen Lebensart enthält, und nach den Vorschriften des Evangeliums lebt, gelangt zum ewigen Leben. O, so lasset uns denn nie etwas denken, begehren und thun, was das Evangelium verwirft! Lasset es uns zum Wegweiser, zum Führer, zur Richtschnur aller unserer Gesinnungen und Handlungen machen! Amen.

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Warum es uns gewöhnlich am Vertrauen auf Gott fehle.

Text.

Ich versichere euch, einen so großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, Matth. 8, 10.

Wir treffen in dem heutigen Evangelium zwey Menschen an, welche ein überaus großes Zutrauen zu Jesu hatten. Herr! wenn du willst, sprach der Aussätzige, so kannst du mich reinigen: er zweifelte also keinen Augenblick an der Macht Jesu, ihn von seiner jämmerlichen Krankheit zu befreyen. Eben so auch der Römische Hauptmann. Als ihm Jesus sagte, er wolle kommen, und seiner Bitte zu Folge seinen Knecht gesund machen, so sprach er: Es ist nicht nöthig, daß du dich so viel bemühest. Wie auf einen Wink meine untergebenen Soldaten meinen Befehlen gehorchen, so gehorcht die Krankheit deinem Machtworte: Sprich also nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund! Das Zutrauen des Hauptmanns war so groß, daß sich Jesus selbst darüber verwunderte: Wahrlich! sprach er, einen so großen Glauben, so viel Zutrauen habe ich in Israel, bey den Juden, nicht gefunden.

Was diesen beyden Menschen so viel Zutrauen zu Jesu einflößte, war ihre feste Ueberzeugung von der Macht und Güte Jesu. Uns fehlet es so oft am Vertrauen auf Gott. Sind wir arm, krank oder in was immer für einer Noth, so lassen wir gleich den Muth sinken. Blicken wir einmahl in die Zukunft hinaus, so sehen wir in ihr größten Theils nur Arges. Wir können nie recht getrost und froh seyn, weil wir nicht mit gänzlicher Zuversicht das Beste von Gott erwarten. Woher kommt es denn aber, daß es uns so sehr am Vertrauen auf Gott fehlet? Woher unsere Zaghaftigkeit und Furcht? Ist Gott nicht allmächtig, nicht gütig, der alles wohlmachen kann und will?

Ich will heute untersuchen:

Warum es uns gewöhnlich am Vertrauen auf Gott fehle. Es fehlet uns durchgehends am Vertrauen auf Gott:

1) Weil wir zu wenig über die Allmacht und Güte Gottes nachdenken, und davon überzeugt sind;

2) Weil wir selbst immer noch zu böse sind, als daß wir uns viel Gutes von Gott versprechen können.

Mangel am Nachdenken auf Seite des Verstandes und Mangel an sittlicher Güte auf Seite des Herzens sind die Ursachen des allzugeringen Vertrauens auf Gott. Vernehmet mich darüber mit Aufmerksamkeit.

I.

Wären wir gewohnt über die Werke der Allmacht und Güte Gottes nachzudenken, wie mit jedem Tage am Alter, so würden wir täglich im Vertrauen auf Gott zunehmen. Gott ist mein Licht und meine Hülfe: vor wem sollte ich mich fürchten? Gott ist meines Lebens Stärke: vor wem sollte ich zittern? sprach David mit Muth und festem Vertrauen auf die göttliche Vorsicht, Ps. 26, 1. Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns seyn? Sprach Paulus, Röm. 8, 31, weil beyde frommen Männer über die Allmacht ihres Gottes nachdachten, und davon überzeugt waren. Eben so würden wir zu allen Zeiten, und in allen Umständen, uns völlig dem Herrn überlassen, wenn wir von seiner Macht durchdrungen wären.

Hat denn Gott nicht Macht genug, sich unserer anzunehmen? Hebet, sagt Jesaias, hebet eure Augen in die Höhe: wer hat solche Dinge erschaffen? Jes. 40, 26. Betrachtet einmahl die Sonne, sie ist anderthalb Millionen Mahl größer, als unsere Erde. Betrachtet die Sterne, wer zählt ihre Zahl, und wer spricht sie aus? Wie ein Kornacker voll Halme, so voll Sterne ist der unermeßliche Raum des Himmels; viele sind größer, als unsere ganze Erdkugel, viele noch größer, als die ungeheuer große Sonne: und jeder Stern ist eine Welt. Deßwegen sagt die heil. Schrift: Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, Ps. 18, 2. Sollte nun der, welcher durch ein Machtwort: „Es werde" diese ungeheuern Weltkörper erschaffen, und seit vielen tausend Jahren in ihrer schönsten Ordnung erhalten

hat, sollte der uns nicht ernähren, trösten, beschützen und erhalten können?

Sehet euch einmahl auf der Erde um! wie viele Blumen und Bäume, wie viele Grashalme und Früchte fallen euch nicht auf ein Mahl in das Auge? Brechet die erste Blume ab: wie kunstvoll ist ihr Bau, wie enge die Röhrchen, durch die sie den Nahrungssaft aus der Erde in sich ziehet, wie regelmäßig liegen die zarten Blätter in einander, wie unvergleichlich schön sind ihre Farben? Zeiget sie dem geschicktesten Mahler, ihre Kunst wird ihn beschämen. Deßwegen sagt auch Jesus: Ich versichere euch, daß auch Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht so prächtig gekleidet war, als eine dieser Blumen, Matth. 6, 29.

Betrachtet die Thiere, auch der Wurm, welcher im Staube kriecht, prediget die Allmacht Gottes! Auch die aufs beste eingerichtete Uhr, die ohne menschliche Beyhülfe Wochen und Monathe lang fortgehet, und Minuten und Stunden richtig anzeiget, ist gegen das unbedeutenste lebendige Geschöpf, eine elende todte Maschine. In ihr wird alles durch Gewichte und Federn getrieben, das kleinste Thierchen aber bewegt alle seine Glieder selbst, und zwar nach Lust und Gefallen. Sollte nun der, welcher seine Macht an jeder Blume bewies, welcher Odem und Leben dem Wurme ertheilet, sollte der nicht in allem unser Beschützer seyn können? Warum bist du so niedergeschlagen, mein Geist, warum so unruhig in mir? Harre auf Gott! So machte sich David selbst Muth, Ps. 41, 6. O, wenn wir nicht vergessen würden, daß ein allmächtiger Gott über uns walte, es wäre uns leicht jede Kleinigkeit zu besiegen! Wenn wir manches Mahl reiflich über die Allmacht Gottes

nachdächten, so würden wir mit Jeremias ausrufen: Du Allerstärkster, du Großer und Mächtiger: Herr der Heerscharen ist dein Nahme! Jerem. 32, 18 und uns vertrauensvoll der Obsorge Gottes überlassen!

Ist Gott nicht auch gütig genug, daß er unser Vater seyn, und für uns sorgen will? Gottes Auge wachet über uns, wenn wir schlafen; Gottes Güte wendet manches Uebel von uns ab, schon da, wo es noch in der Ferne drohet. Während dessen wir ein Stück Brot essen, läßt er schon wieder weit mehr, als so viel auf unsern Aeckern wachsen. Während dessen wir unsere Kleider abnützen, sind schon wieder tausend Hände geschäftig, uns ein anderes, aus Leinwand oder Wolle zu verfertigen. Wie sehr sind zärtliche Aeltern für ihre Kinder besorgt? Wenn aber auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, und sich nicht mehr über ihren leiblichen Sohn erbarmen sollte, so wird doch Gott seiner nicht vergessen, Jes. 49, 15. Wenn auch unsere Freunde und nächsten Anverwandten, wenn selbst Vater und Mutter uns verlassen, so verläßt uns doch Gott nicht, Ps. 26, 10. Gott ist kein müßiger Zuschauer bey dem, was uns begegnet, er hat sogar, nach Jesu Lehre, alle Haare unsers Hauptes gezählet, Math. 10, 30. Gott sorgt für alle; er sorgt für den Kranken, welcher dort auf seinem Bette seufzet; er sorgt für Witwen und Waisen, die unschuldig unterdrückt werden; er sorgt für die Armen, welche nicht wissen, woher sie Brot nehmen und ihren Hunger stillen sollen; Allen ist er ein Vormünder, Versorger, Vater.

Wir sollten alle unsere Sorgen auf den Herrn werfen, 1 Petr. 5, 7. und ihm unsere Wege anbe-

fehlen, Ps. 36, 5. von ganzen Herzen sollten wir uns auf den Herrn verlassen, Sprichw. 3, 5. und in Ansehung des Zukünftigen voll freudiger Hoffnung seyn: allein unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf Gott ist oft gar zu klein. In der Armuth zagen wir; in Kreuz und Leiden verlieren wir alle Geduld; wir bleiben immer unruhig und furchtsam: die entfernte kleine Wolke eines Ungewitters benimmt uns schon allen Muth. Das kommt alles daher, weil wir nicht über die Allmacht und Güte dessen nachdenken, der für uns sorgen kann, und sorgen will. Die Beweise der Allmacht und Güte Gottes, die unserm Herzen Vertrauen einflößen sollen, liegen vor unsern Augen; anstatt aber, daß wir sie sehen, und darüber nachdenken, überlassen wir uns dem Gefühle unserer Schwachheit und unsers Elendes.

Die andere Ursache des Mangels am Vertrauen auf Gott ist, weil wir zu böse sind, als daß wir viel Gutes hoffen könnten.

II.

Wenn wir recht gute Menschen wären, so würde auch unser Vertrauen auf Gott größer seyn: Tugend flößt uns Vertrauen auf Gott ein. Der Gerechte hofft immer das Beste, weil er sich bewußt ist, daß er des Bessern werth sey. Bey dem Bösen ist es umgekehrt. Eure Untugenden, sagt Jesaias, eure Untugenden scheiden euch, und euern Gott von einander, Jes. 59, 2.

Der Bösewicht kann nichts Gutes von Gott erwarten, weil er nichts Gutes verdient hat. Er hat ungescheut die Gebothe des Herrn übertreten,

und seinen sinnlichen Lüsten nachgelebt: wie könnte er jetzt von ihm Schutz und Hülfe hoffen? Fürchten muß er sich vielmehr alle Mahl, so oft er an Gott denkt: denn dem Gottlosen, sagt die Schrift, ist die Furcht vor Strafe eigen.

Viele ziehen sich durch Verschwendung oder Faulheit die Armuth in das Haus, und in derselben gehen sie auf Diebstähle und andere Ungerechtigkeiten aus: wie können diese auf Gott vertrauen? Viele verursachen sich selbst, durch Unkeuschheit, durch Fraß und Völlerey und andere Laster, abscheuliche Krankheiten: wie können diese auf Gott vertrauen? Viele machen sich durch liebloses Splitterrichten, durch Fluchen, Schelten und Schimpfen Tausende zu Feinde: wie können diese auf Gott vertrauen, und von ihm Schutz und Hülfe gegen sie erwarten? Viele bringen ihr ganzes Leben in Sünden zu, wie können diese, da jetzt der Tod herannahet, auf Gott vertrauen? Wer Böses thut, der muß sich fürchten, und die Furcht schließt das Vertrauen aus.

Da haben wir also die andere Ursache, warum unser Vertrauen auf Gott so klein ist. Wir sind in Kreuz und Leiden ohne Trost, wir zittern und zagen, und möchten im Unglücke verzweifeln: wir können kein Zutrauen zu Gott haben, weil uns unsere Sünden und Laster vor ihm zurückschrecken. Alle Trostgründe, welche man den Sündern in ihren Widerwärtigkeiten gibt, sind meisten Theils in ihnen fruchtlos und verloren, sie fassen kein Zutrauen zu dem, welcher ihren Seelen Trost und Frieden geben könnte, ihr mit Sünden besudeltes Herz ist Schuld daran. So lange wir also der Sünde nachgehen,

so lange wird auch unser Herz ohne Vertrauen auf Gott seyn.

Umgekehrt, voll Zuversicht und felsenfestem Vertrauen auf Gott werden wir seyn, wenn wir uns eines rechtschaffenen, vor Gott und unserm Gewissen tadellosen Lebens befleißen. Wie unsere Tugend, so wird unser Vertrauen wachsen. Wir werden froh zu Gott hinaufschauen, und ruhig bey allen Verhängnissen über uns seyn, weil uns unser Gewissen das Zeugniß gibt, daß wir Kinder Gottes seyen. Und wenn er mich auch tödten wird, so will ich dennoch auf ihn hoffen, sagte Hiob 13, 15. aber warum? Er selbst konnte sich das Zeugniß geben, daß er des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, des Betrübten Trost; kurz Menschenfreund und wahrer Verehrer Gottes gewesen sey. Sein Vertrauen war unerschütterlich, weil es seine Tugend war.

So lange wir uns nicht an Gott halten können, so lange wird unser Herz unruhig seyn; denn diese Welt ist ein Meer voll Gefahren und tobenden Stürmen. O, so lasset uns denn oft darüber nachdenken: daß Gott helfen könne, und helfen wolle! Lasset uns besonders ein schuldloses Leben führen! Diese: das Nachdenken über die Allmacht und Güte Gottes, und unsere Schuldlosigkeit vor Gott werden uns Vertrauen zu ihm einflößen. Amen.

Am Feste der Reinigung Mariä.

Wie sehr ein religiöser Sinn, oder die Gottseligkeit, unsere Tugend befördere.

Text.

Und als die Tage ihrer Reinigung, nach dem mosaischen Gesetze, erfüllet waren, trugen sie ihn nach Jerusalem, um ihn dem Herrn vorzustellen, Luk. 2, 22.

Wir treffen heute eine sehr erbauliche Gesellschaft im Tempel zu Jerusalem an; Maria, die Mutter Jesu, den gottesfürchtigen Simeon, und die fromme Hanna, eine 84jährige Witwe. Maria erscheinet aus einer doppelten Absicht in dem Tempel, vorerst, um für den Knaben Jesu das vorgeschriebene Lösegeld zu entrichten; hernach, um das für die Wöchnerinnen gesetzliche Opfer darzubringen. Simeon kommt in den Tempel, um, wie gewöhnlich, den gottesdienstlichen Handlungen beyzuwohnen; wozu er dieses Mahl einen ganz besondern innern Antrieb verspürte. Die fromme Witwe Hanna findet sich daselbst ein, um, wie sie ohnehin schon gewohnt war, weder die frühen noch die späten gottesdienstlichen Verrichtungen zu versäumen; sondern

die strengsten Ordnungen des jüdischen Gottesdienstes, noch in ihrem hohen Alter zu beobachten. Diese drey Personen sind also mit gottesdienstlichen Uebungen im Tempel beschäftiget; allein glaubet nicht, daß ihre ganze Frömmigkeit in den Tempel eingeschlossen war. Nicht nur im Tempel, sondern auch außerhalb desselben, waren ihre Gedanken auf Gott gerichtet. Bey allem, und überall waren sie gewohnt zu dem aufzublicken, der ober ihnen wohnte: und so sollte es auch bey uns seyn. Nicht nur in der Kirche, wo wir sind, und bey allen Verrichtungen sollte unser Gemüth bey Gott seyn; denn nichts befördert unsere Tugend so sehr, als ein religiöser Sinn, oder die Gottseligkeit.

Ich will heute darüber predigen:

Wie sehr ein religiöser Sinn, oder die Gottseligkeit, unsere Tugend befördere.

Ich zeige weitläuftiger:

1) Worin ein religiöser Sinn, oder die Gottseligkeit, bestehe;

2) Wie sehr derselbe unsere Tugend befördere. Seyd aufmerksam.

I.

Der religiöse oder gottselige Sinn bestehet nicht bloß in äußerlichen Uebungen der Andacht, im Kirchengehen, Bethen und Singen, er bestehet vielmehr in dem zur Fertigkeit oder Gewohnheit gewordenen Andenken an Gott. Alles mit Gott anfangen, alles auf ihn beziehen, alles als eine Gabe

von

von ihm ansehen, immerhin wie in seiner Gegenwart handeln, das macht den frommen Sinn des Menschen, des wahren Christen aus.

Was wir besitzen, haben wir von Gott, was wir anfangen, dazu muß Gott seinen Segen geben, wenn es gedeihen soll; und was wir hoffen für Zeit und Ewigkeit, muß auch von ihm kommen. Unser Leben ist ein Geschenk von Gott. Ich weiß nicht, sagte die makkabäische Mutter zu ihren Söhnen, ich weiß nicht, wie ihr in meinem Leibe geworden seyd: Gott hat euch Leben und Odem gegeben, und eure Gliedmaßen geformet, Makk. 7, 22. 23. Auch die Fortdauer unsers Lebens hängt allein von Gott ab. Wir können, wie Jesus sagt, den Lebensfaden nicht um eine Elle verlängern, Matth. 6, 27. Wenn wir auch alles vermeiden, was schädlich ist, wenn wir alle Aerzte zu Rathe ziehen, und alle Arzneyen gebrauchen, alles ist umsonst, wenn Gott seine erhaltende Hand von uns abzieht; jede Kraft ist, und wirkt nur durch ihn. Zu allem, was wir thun, muß Gott seinen Segen geben, wofern wir nicht vergebens arbeiten, und fruchtlos unsere Kräfte anstrengen wollen. Nichts hilft frühe aufstehen, nichts spät niederlegen: wenn der Herr nicht das Haus bauet, so legen wir umsonst die Hand an dasselbe, Ps. 126, 1. Jede gute Gabe kommt von oben herab, Jak. 1, 17. und in Gottes Hand stehet des Menschen Glück, Sir. 10, 5.

So wie wir alles von Gott haben, alles nur durch ihn ausführen, alles von ihm bekommen müssen, so ist auch Gott Zeuge von allem, was wir thun, und zugleich darüber unser Richter. Ich brauche darüber kein Wort zu verlieren: wer richtige Begriffe von Gott hat, muß davon überzeugt seyn.

Diese Wahrheiten sind es, welche den Gedanken des guten Menschen, des Christen ihre Richtung auf Gott geben. Jeder Odemzug erinnert ihn an seinen Schöpfer, mit jedem Morgen dankt er ihm für das aufs Neue geschenkte Leben; er fängt kein Geschäft an, ohne von ihm vorher dazu Beystand und Segen zu erbitten; er endiget keines ohne Dank für die geleistete Hülfe bey demselben; er genießt keine Freude ohne frohen Aufblick zu ihm, von dem sie kommt. Er thut nichts, dessen er sich vor Gott zu schämen brauchte, er fragt sich alle Mahl erst: Kann das Gott billigen? Kann ich damit vor ihm bestehen? Werde ich mich nicht deßwegen vor ihm, als meinem Richter zu fürchten haben?

Ich habe Gott immer vor Augen, sagte David, Ps. 15, 8. und die vielen Psalmen, welche er machte, beweisen es, daß Gott sein Lieblingsgedanke war. War er krank, so bethete er zu Gott um Trost und Geduld; war er im Gedränge mit seinen vielen Feinden, so klagte er ihm seine Noth; hatte er gesündiget, so flehte er ihn nach der Menge seiner Erbarmungen um Vergebung; ging es ihm wohl, so machte er Dank- und Lobgesänge auf ihn. Beym Tage, wie bey der Nacht unterhielt er sich mit Gott, der ihm alles war: Freund, Tröster, Rathgeber, Beschützer, Vater. Auch Paulus war so ganz von seiner Abhängigkeit von Gott durchdrungen und so mit dem Gedanken an ihn vertraut, daß er sagte: In Gott leben wir, bewegen wir uns, und in ihm sind wir, Apostelg. 17, 28.

Vor allen aber, und besonders unterhielt sich Jesus mit Gott, seinen himmlischen Vater. Nahm er Speise zu sich, so bethete er erst; wollte er einen Kranken gesund machen, so richtete er zuvor seine

Augen zum Himmel; oft besuchte er einsame Orte, um ungestört dem stillen Gebethe und Betrachten obzuliegen; seine letzten Worte sind noch ein Beweis seines frommen, gottseligen Sinnes: Vater! so sprach er sterbend, Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist, Luk. 23, 46.

Dem Beyspiele Jesu gemäß sollten wir Christen vorzüglich oft, und am liebsten unsere Gedanken aufwärts, zu Gott richten, an Gelegenheit und Ermunterungen dazu fehlt es uns nicht. Es läutet uns frühe Morgens zum Gebethe, es läutet uns Mittags dazu, und auch am Abende geschiehet dieses, beym Einbruche der Nacht. Selbst wenn wir einander begegnen, rufen wir uns einen frommen Spruch zu: aber ich weiß, wie wenig wir da unsern Geist sammeln und wie leer unser Herz dabey bleibet: Wir machen jetzt nur gedankenlos mit, was ehemahls von unsern Voraltern aus wahrer Gottseligkeit eingeführt wurde. Wir sollten immerhin denken: durch Gott lebe ich, durch ihn nur wirke ich, wirket alles; von ihm habe ich alles, von ihm kommt alles; er ist mir nahe, ich sitze oder gehe; er ist der Beobachter und Richter alles dessen, was ich denke, rede, will und thue: das ist religiöser, das ist gottseliger Sinn, und der befördert unsere Tugend.

II.

Dein Leben lange habe Gott vor Augen und im Herzen, sagte der alte Tobias seinem Sohne, Tob. 4, 6. Uns Christen gibt Paulus die Ermahnung, ohne Unterlaß zu bethen, 1 Thess. 5, 17. Wie Tobias seinem Sohne, so will hiermit Paulus uns den frommen Sinn anempfehlen, weil beyde wissen, wie

sehr dieser vom Bösen abhielte, und unsere Tugend beförderte.

Es muß uns zwar, auch ohne den Gedanken an Gott, die Stimme des Gewissens über alles heilig seyn. Was es uns befiehlt, über das dürfen wir uns nie hinwegsetzen. Wenn wir uns nicht vor uns selbst schämen, und mit geheimen, innerlichen Vorwürfen überhäuft seyn wollen, so müssen wir ihm gehorchen. Allein wenn wir die Befehle unsers Gewissens zugleich als Befehle Gottes ansehen: wie weit ernstlicher werden wir in allem unsere Pflichten erfüllen; besonders wenn wir uns daran gewöhnt haben, allenthalben an Gott zu denken? Gott ist unser Schöpfer, Erhalter, unser Wohlthäter, und wie wir athmen, leben und sind? Auch das roheste Gemüth erkennt es, daß es abscheulich sey gegen Aeltern, Freunde und Wohlthäter zu handeln: und wir sollten gegen den ersten aller Wohlthäter, gegen Gott handeln?

Gott ist der Zeuge und Beobachter alles dessen, was wir thun; er umgibt uns von allen Seiten, wie uns das Licht des Tages umgibt. Die ehemahls heidnischen Schotten und Irrländer hielten dafür, daß die Geister ihrer abgelebten Voraltern und großen Helden aus den Wolken auf sie herabschaueten, und auf sie Acht geben. Wenn sie sich im Kriege Muth zur Tapferkeit und zu großen Thaten machen wollten, so erinnerten sie sich daran, daß diese ihre Unternehmungen wahrnehmen und billigen würden. Auf uns sieht Gott herab, der alles, Himmel und Erde umfassende Geist, und wie? wir sollten uns durch eine schlechte Handlung herabwürdigen, unsere Hand sollte nach ungerechtem Gute greifen, unsere Zunge sollte Böses sprechen, unser

Herz sollte von geiler Lust lebhafter schlagen in Gegenwart Gottes, durch den sich unsere Hand bewegt, unsere Zunge spricht, unser Herz schlägt? Wir sind nirgends allein, und wenn wir uns schon schämen in Gegenwart eines züchtigen Menschen etwas Böses zu thun, so ist es unmöglich bey der Vorstellung des überall gegenwärtigen Gottes zu sündigen, vielmehr muß uns der Gedanke: Gott ist unser Zeuge, ein mächtiger Sporn zur Ausübung alles Guten seyn.

Gott ist aber nicht nur unser Wohlthäter, und der Zeuge unserer Handlungen, er ist auch unser Richter. Gott prüft unser Innerstes, er kennet uns ganz, und je nachdem die Probe ausfällt, nach dem Maße unserer Tugend oder Bösartigkeit ertheilt er uns Wohl- oder Uebelseyn. Unser Gewissen richtet uns schon, und das Bewußtseyn, gut gehandelt zu haben, gibt Trost; umgekehrt, das Bewußtseyn, übel gehandelt zu haben, schlägt uns nieder: das ist aber auch alles, womit das Gewissen belohnt oder bestrafet. Aber dort drüben ist volle Vergeltung. Und wenn alles, wenn die Vorstellung von der Schönheit der Tugend, und dem Frieden, den sie der Seele gibt; wenn die Vorstellung von der Abscheulichkeit des Lasters, das uns den Adel der Kinder Gottes raubt, und unser Herz mit Scham und Reue, und tausend Nachwehen erfüllet, es nicht mehr vermag, uns bey der Pflicht zu erhalten, und von der Sünde abzuschrecken: wie mächtig muß der Gedanke an Gott als den unbestechlichen Richter aller Menschen, und gerechten Vergelter auf uns wirken? Wir müßten in gleiche Stumpfheit verfallen seyn, wenn dieser Gedanke uns nicht mehr erschüttern sollte!

O, so sey denn der Sinn der Kinder Gottes, der religiöse, der fromme Sinn, auch unser Sinn! Lasset uns immerhin den Gedanken festhalten: In Gott lebe, und bin ich; von Gott erhalte ich, was ich habe und hoffe; Gott sieht mich; Gott richtet mich, weil die Errinerung an die überall wirkende, und uns umgebende Gottheit so sehr unsere Tugend befördern muß.

Man nennt den religiösen Sinn auch Gottseligkeit, weil jene selig sind, die diesen Sinn haben. Und in der That, an Gott denken, sich mit ihm im stillen Gebethe unterhalten, zu ihm im Leiden hinaufweinen, ist Seligkeit, ist Labsal: doch davon wollte ich dieses Mahl nicht reden.

Lasset uns oft und gern hier bey gottesdienstlichen Uebungen erscheinen! Maria, der alte Simeon, und die fromme Witwe Hanna sind uns mit ihrem schönen Beyspiele vorangegangen. Lasset uns aber nicht nur in der Kirche an Gott denken, was wir anfangen und thun, bey allen unsern Verrichtungen, sey unser erster und letzter Gedanke: Gott! Amen.

Am Sonntage Septuagesima.

Der Müßiggänger ist undankbar gegen Gott, ungerecht gegen seine Mitmenschen, und feindselig gegen sich selbst *).

Text.

Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?

Matth. 20, 6.

Der Hausvater im heutigen Evangelium warnte die Leute, welche er auf dem Marktplatze ohne Beschäftigung antraf, vor dem Müßiggange, und schickte sie zur Arbeit in seinen Weinberg. Was stehet ihr, sprach er, den ganzen Tag müßig? Gehet, wenn ihr sonst keine Arbeit habt, in meinen Weinberg.

Es gibt einen zweyfachen Müßiggang. Die eine Art desselben bestehet darin, daß man nichts thuet, und thun mag, was die Kräfte anstrenget, und Mühe und Geduld kostet. Dieser Müßiggang befindet sich besonders bey Leuten, welche von sorglosen Aeltern erzogen, und nicht frühzeitig zur Arbeit angehalten worden sind. Die andere Art dessel-

*) Das Thema zu der Predigt nahm ich aus Dr. Feders Magazin für Seelsorger.

hen bestehet darin; daß man seine Berufsgeschäfte und nützliche Arbeiten versäumt, und seine Zeit mit Tändeleyen und fruchtlosen Beschäftigungen zubringet. Dieser Art des Müßigganges machen sich sehr viele Menschen schuldig.

Man kann nicht immer arbeiten, unsere Kräfte erschöpfen sich, und wir bedürfen zuweilen der Ruhe und Erhohlung; aber nur immer ruhen wollen, nur angenehmen Zeitvertreib lieben, und Geschäfte von Wichtigkeit darüber versäumen, ist gegen die Forderung unsers Gewissens, ist große Sünde.

Ich will euch jetzt zeigen, wie gröblich der Müßiggänger sündige, wie er

1) Undankbar gegen Gott,
2) Ungerecht gegen seine Mitmenschen; und
3) Feindselig gegen sich selbst handle.

I.

Ein Müßiggänger ist undankbar gegen Gott, weil er die von ihm empfangenen Talente vergräbt.

Der Mensch hat viele Kräfte von Gott empfangen, Leibs- und Seelenkräfte, diese sind das Pfund, das er nicht in die Erde vergraben, diese das Talent, das er auf die Wechselbank legen, und Gewinn davon ziehen soll. Nicht alle, können alles, aber jeder hat doch gewisse Gaben von Gott empfangen: der eine fünf Pfund, der andere zwey, der dritte eines, jeder so viel, als ihm nöthig ist.

Betrachtet einmahl, wie viel die Menschen vermögen! Wer hat unsere Fluren, die ehemahls finstere Wälder und Wüsteneyen waren, zu fruchtbaren Getreidefeldern umgeschaffen? Die Menschen.

Wer hat die Dörfer und Städte gebauet, in denen so viele große und prächtige Gebäude stehen? Die Menschen. Wer hat sich sogar bis an das Firmament gewagt, den Lauf der Gestirne berechnet, und die Zeiten darnach eingetheilet? Die Menschen. Wer schiffet über das Meer, und hohlet die Waren entlegener Länder? Wer zähmet das Wild, und wer veredelt die Bäume? Das alles, und noch weit mehr, thun die Menschen. Unsere Hände sind gelenkig, zu tausend Arbeiten und Künsten geschickt, und unser Verstand, wer kann ihm Grenzen setzen?

Den Menschen fehlet es auch niemahls an Gelegenheit, ihre Kräfte zu üben, und etwas Nützliches zu thun. Wo ist der Bauersmann, der nichts an seinem Felde zu verbessern fände? Wo der Handwerksmann, der keine Geräthschaften zum künftigen Verkaufe und Gebrauche verfertigen kann? Wo die Hausfrau, wo die Magd, die nichts zu nähen, zu spinnen, zu waschen hat? Der Schöpfer hat weislich die Erde so eingerichtet, daß sie ohne Bearbeitung nur Distel und Dorne trägt, und nur durch den Fleiß der Menschen fruchtbar und zum Paradiese wird.

Wenn nun Gott uns Leibs- und Seelenkräfte verliehen hat; wenn wir mit ihnen so viel ausrichten können; wenn es uns nie an Gelegenheit mangelt etwas Nützliches zu thun, ist es nicht Undank gegen Gott, die von ihm erhaltenen Kräfte im Müßiggange verzehren, die Gelegenheit zur Arbeit vorbeylassen, und die edle Zeit mit Nichts thun, oder nutzlosen Beschäftigungen hinbringen? Ja, Hände haben, und nichts arbeiten; Füße haben, und nicht gehen, Verstand haben, und nicht denken, ist schwarzer Undank gegen Gott.

Es gibt Leute, welche, weil sie von ihrem Gelde und Vermögen leben können, von der Pflicht zu arbeiten befreyet zu seyn glauben. Allein hat denn Gott den Reichen und Vornehmen nicht auch Hände und Kopf gegeben? Wollten diese nichts thun, und ihr Brot müßig verzehren, so hätte ihnen der Schöpfer nur Mund und Magen geben sollen, weil sie zum Verzehren ihres Vermögens nicht mehr brauchen. Da sie aber, wie andere Menschen, Kräfte zur Arbeit haben, so sind sie auch schuldig zu arbeiten. Arbeiten sie nicht, so sind sie unnütze Knechte, und es trifft sie der Ausspruch, den der Herr im Evangelium über jenen fällte, der sein erhaltenes Pfund in die Erde vergrub: Werfet ihn in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähnklappern seyn wird, Matth. 25.

II.

Ein Müßiggänger ist auch ungerecht gegen seine Mitmenschen, weil er ihr Bestes nicht befördert. Wir sollen nicht bloß auf unsern Vortheil bedacht seyn, sondern auch den Nutzen anderer befördern, dieses ist eine ausdrückliche Lehre des Christenthums. Niemand suche das Seinige, sondern ein jeder, was des andern ist, schreibt Paulus, 1 Kor. 10, 24. und Jesus verlangt sogar, daß wir denen wohl thun sollen, die uns beleidigen, Matth. 5, 44. Wer aber an ein müßiges Leben gewöhnt ist, wird nicht bald andern einen Liebesdienst erweisen, den Stuhl und das Zimmer zu verlassen, und einen Schritt für sie zu thun, ist ihm schon eine zu große Aufopferung. Doch ich will bloß von der Pflicht

der Gerechtigkeit reden, welches uns zur Arbeit für andere verbindet, und die der Müßiggänger verletzt. Tausend Hände sind täglich für uns beschäftigt. Schauet einmahl umher! Der Zimmermann bauet Häuser, in denen wir wohnen. Der Schneider verfertiget Kleider, der Schuster Schuhe, welche wir anziehen. Der Ackersmann bauet das Korn, der Müller mahlet es, und wir essen Brot davon. Ja, was sage ich? Sehet, sogar dort in einem fremden Welttheile pflanzet, wartet und presset einer das Zuckerrohr, und wir genießen die Frucht seiner Arbeit. Dort gräbt einer Gold und Silber, das wir brauchen. Dort fährt ein Bergmann nach seiner Grube, und hohlet Eisen und Kupfer zu unserm Hause und Hausgeräthe. Dort vertrauet sich ein Schiffer den unsichern Wellen des Meeres an, um ausländische Waren für uns beyzuführen. Tausende arbeiten, und ihre Arbeit kommt uns zu gut, und wie, es wäre nicht ungerecht, wenn wir dagegen nichts für sie thäten? Warum seufzet ein großer Theil der Menschen unter der Last der Arbeit, und kann nie seines Lebens recht froh werden? Weil so viele nichts thun, und thun mögen. Wäre die Arbeit in mehrere Hände vertheilt, so würde sie keinem zu schwer. Warum soll ein Theil alles thun, und der andere nichts? Haben nicht Alle gleiche Pflichten? Gibt das etwa einem ein Recht zum Müßiggange, weil er sich von schreibet, oder weil er Gold und Silber in der Kiste hat, oder weil er viele Morgen Güter von seinen Aeltern erbte? Die menschliche Gesellschaft gleicht dem menschlichen Körper, an welchem jedes Glied seine bestimmte Beschäftigung hat. Beschäftiget sich ein Mensch als Glied dieser großen Gesellschaft nicht mit etwas Nütz-

lichem, so ist er ein häßlicher Auswuchs dieses Körpers, eine unnütze Last dieses Erdbodens.

Und sind nicht noch ganz besonders die meisten Menschen zur Arbeit für andere verbunden? Sollen nicht die Aeltern durch Arbeit etwas gewinnen, das sie ihren Kindern mitgeben können? Sollen nicht Dienstbothen zum Besten ihrer Herrschaft thätig seyn? Erhalten nicht Beamte, Prediger, Schullehrer ihr Brot, damit sie ihre Kräfte zum Nutzen ihrer Untergebenen verwenden? Und stehet nicht jeder in einem solchen Verhältnisse zu andern? Ohne die höchste Ungerechtigkeit kann also niemand die Hände müßig in den Schooß legen.

III.

Ein Müßiggänger ist endlich auch feindselig gegen sich selbst, weil er seinen eigenen Vortheil vernachlässiget, und sich viele Nachtheile zuziehet. Die Arbeit gewähret mancherley Vortheile. Wer arbeitet, hat mit den Seinigen immer zu essen, und erhält und vermehrt seine Güter. Mit dem Segen seines Fleißes kann er auch noch den Nothleidenden wohl thun. Bey dem Müßiggange, bey dem man doch auch, und nur besser essen und trinken will, schwindet das Vermögen, und es stellet sich endlich die Armuth ein. Das Haus des Müßiggängers wird die Armuth überfallen wie ein Landstreicher, und der Mangel über es hereinbrechen wie ein Straßenräuber, sagt Salomon Sprichw. 6, 11. Der Müßiggänger wird nicht nur den Dürftigen nichts mittheilen, er wird seine eigene Kinder, die nach Brot schreyen, am Ende nicht mehr sättigen können.

Die Arbeit stärkt unsere Kräfte, würzet uns Speise und Trank, versüßet unsern Schlaf, erhält

uns unsere Gesundheit, und gibt uns Frohsinn. Um alle diese Güter bringt sich der Müßiggänger, seine Kraft erschlaffet, er ißt nicht mit gleichem Appetit, der Schlaf fliehet ihn, und Trübsinn überzieht zuletzt seine ganze Seele.

Die Arbeit, was die Hauptsache ist, erhält uns ein gutes Gewissen. Wer fleißig seinen Geschäften abwartet, hat nicht Zeit auf etwas Böses zu denken, verfällt nicht auf das Spielen und unmäßige Trinken. Der Müßiggang ist dagegen aller Laster Anfang. Das müßige Leben gleichet einem öden Acker, der nur Distel und Unkraut trägt. Und wie sich gewisse Insecten am liebsten im Kothe aufhalten, so verweilen die Gedanken des Müßigen am liebsten bey unreinen Gegenständen. Die unkeusche Liebe ist die Arbeit der Müßiggänger, sagt ein Weiser des Alterthums. Um sich die lange Weile zu vertreiben, besucht der Müßiggänger die Wirthshäuser, und verlegt sich auf das Saufen und Spielen. Sehet so versündiget sich der Müßiggänger gegen Gott, seine Mitmenschen und sich selbst!

Wir wollen also den Müßiggang fliehen, und fleißig unserm Berufe abwarten! Wir wollen uns oft selbst zur Arbeit ermuntern und denken: Arbeit im Leben, im Grabe gibt es Ruhe genug! Wir wollen uns oft an die Worte Jesu erinnern: Ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Zeit des Todes, wo man nicht mehr wirken kann, Joh. 9, 4. Amen.

Am Sonntage Quinquagesima.

Warum wir so wenig an unglücklichen und hilfbedürftigen Menschen thun.

Text.

Die Vorübergehenden bedrohten ihn, daß er schweigen sollte. Luk. 18, 39.

Ein blinder Mensch, welcher zugleich arm ist, befindet sich in dem kläglichsten Zustande. Die Armuth selbst ist schon eine drückende Last, obgleich der Arme, wenn er seine gesunde Glieder hat, sich immerhin noch in der Welt durchhelfen kann. Aber was will der Arme machen, wenn er zugleich blind ist?

Wir können uns kaum vorstellen, wie einem blinden Menschen zu Muthe sey. Für den Blinden blühet kein Baum und keine Blume; die majestätische Sonne am Himmel selbst geht für ihn vergebens auf; er kann sich ihres Lichtes niemahls freuen. Tobias, ein Mann, der auch blind war, sagte: Was kann ich für eine Freude haben, da ich im Finstern sitze, und das Licht des Himmels nicht sehe? Tob. 5, 12. Ist ein Blinder zugleich arm, so hängt er ganz von der Barmherzigkeit Anderer ab; verschließen diese ihm ihr Herz, so geht er in seinem Elende zu Grunde.

So ein unglücklicher Blinder saß an der Heerstraße außer Jericho, wo er die Vorübergehenden um

ein Almosen ansprach. Als er ein lautes Getöse hörte, so fragte er, was es da gebe, und als man ihm sagte, Jesus von Nazareth reise vorüber, so ward sein ganzes Herz in Bewegung gesetzt, denn die große Macht Jesu war ihm schon durch den allgemeinen Ruf bekannt. Er schrie laut im flehenden Tone: O Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!

Mit diesem Unglücklichen hätte Jedermann Mitleid haben sollen: aber was thaten die Vorübergehenden? Die Vordersten im Zuge fuhren ihn unbarmherzig an, und suchten ihn durch Drohungen zum Stillschweigen zu bringen. Die Vorübergehenden bedrohten ihn, daß er schweigen sollte, sagt der Evangelist. War das nicht die unerhörteste Hartherzigkeit? Nicht einmahl das klägliche Rufen des Unglücklichen nach Rettung mochten sie hören!

So hartherzig sind wir nun freylich nicht bey dem Unglücke unsers Nächsten, aber wir thun doch auch bey weitem nicht so viel, als wir an unglücklicher und hilfbedürftigen Menschen thun könnten und sollten: woher kommt das? Woher unsere Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit? Warum thun wir so wenig an Armen und Andern, die unsere Hülfe bedürfen?

Ich will heute einmahl untersuchen:

Warum wir so wenig an unglücklichen und hilfbedürftigen Menschen thun.

Ich sage:

1) Wir thun wirklich viel zu wenig an Nothleidenden und Dürftigen,

2) Warum wir so wenig an ihnen thun.

Seyd aufmerksam.

I.

Nichts hat uns unser Heiland mehr anempfohlen, als die Liebe gegen alle Menschen, und besonders die Barmherzigkeit gegen Elende und Nothleidende. Er hat die Menschenliebe zum unterscheidenden Kennzeichen seiner Jünger gemacht. Den Juden erkennet man an seinem äußerlichen sinnlichen Gottesdienste, die Johannis-Jünger an ihrer strengen Lebensart: euch aber, sagte Jesus, wird man daraus erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander lieb habet, Joh. 13, 35. Von den Barmherzigen sagt er, daß sie Barmherzigkeit erlangen werden, Matth. 5, 7.; von den Unbarmherzigen hingegen, daß ein unerbittliches strenges Gericht über sie ergehen werde, Matth. 25.

Er hat uns aber nicht nur die Liebe und Barmherzigkeit gegen Andere anempfohlen, er hat sie auch selbst im Werke ausgeübt. Wo er einen Unglücklichen sah, da half er ihm. Er machte die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein. Heiden und Juden genoßen seine Hülfe. Was verlangst du von mir? sprach er im heutigen Evangelium zu dem Blinden. Herr, daß ich mein Gesicht wieder bekomme, antwortete der Blinde. Du sollst es haben, erwiederte Jesus darauf. Wie schön ist die Parabel vom barmherzigen Samariten? Und dieser barmherzige Samarit war vor allen Jesus. Mit Worten und mit Thaten hat er uns Liebe und Barmherzigkeit geprediget.

Es fehlet uns auch nie an der Gelegenheit, Werke der Liebe und Barmherzigkeit auszuüben. In jedem Orte gibt es Arme, Kranke, Krüppel, Unglückliche, die unsere Hülfe vonnöthen haben. Oft

gehen arme Kinder halb nackend vor unsern Augen herum, wir könnten sie durch ein abgelegtes Kleidungsstück gegen Kälte und üble Witterung schützen, aber nicht einmahl dieses mögen wir ihnen geben. Oft liegen Hausarme krank, wir könnten sie durch ein wenig Essen erquicken, aber wir schicken ihnen nichts, oder äußerst selten eine Kleinigkeit. Oft könnten wir einem mit einem Gulden aus der Noth helfen, aber wir fürchten ihn nicht wieder zu bekommen, und wir lassen ihn deßwegen ohne Hülfe in seiner Noth stecken. Oft könnten wir einen Kranken besuchen, und ihn trösten, oft für einen bey Andern ein gutes Fürwort einlegen, aber wir thun es nicht. Oft wäre es dem Elenden schon eine Erleichterung, wenn er nur sein Herz vor uns öffnen, und sich ausweinen dürfte, aber seine Seufzer und Thränen sind uns schon zuwider. Oft haben wir die Hülfsbedürftigen im Hause, kranke Dienstbothen, alte arme und gebrechliche Aeltern. So fehlet es uns nicht an Gelegenheit zu Werken der Barmherzigkeit, aber wir sind nicht barmherzig.

Wir geben zwar auf Bitten und Dringen alle Jahre ein Paar Laibe Brot oder ein Paar Batzen Geld an die zur Verpflegung aufgenommenen Armen ab. Wir geben auch hier und da ein Stück Brot oder einen Kreuzer Geld den Armen, welche vor unsere Thür kommen: aber wie wenig ist das, was wir thun? Nach der Anzahl Aecker, die wir in jeder Flur haben, nach dem Preise der Früchte, die wir verkaufen, nach dem Aufwande, den wir sonst machen, könnten wir viel mehr thun.

Wir wissen unsere Lieblosigkeit auf allerley Weise zu entschuldigen. Sie, die Armen, verdienen das nicht, was sie bekommen; ich brauche meine Sachen selbst; die Reichen geben auch nicht mehr: so sagen

wir, und glauben damit unsere Lieblosigkeit entschuldiget zu haben. Ich will euch nicht beweisen, daß ihr weit mehr an den Armen und Nothleidenden thun könntet; euer eigenes Gewissen soll es euch sagen, ihr machet euch oft nicht das Geringste daraus, einen Gulden zu verspielen, oder im Uebermaße zu vertrinken; ihr leget beym Tanze einen Groschen nach dem andern in die Geige; ihr hänget manches Stück Geld an üppige Kleidertracht: in diesen Fällen achtet ihr das Geld nicht, aber wenn ihr einmahl den Armen einen Groschen mehr geben sollt, da besinnet ihr euch zehn Mahl, und meinet immer, ihr gebet zu viel. Wie manchen Kreuzer werdet ihr diese Fastnacht wieder unnöthig ausgeben, der ein schönes Almosen für unsere Armen seyn könnte? Wir wollen uns in allem vor andern sehen lassen, und in gar nichts Andern nachstehen, aber daraus machen wir uns nichts, und da schämen wir uns nicht, wenn Andere an Werken der Barmherzigkeit uns vorgehen, und wir ihnen darin weit nachstehen. Was ich da sagte, wird euer Gewissen bestätigen, und das ist zugleich der stärkste Beweis, daß ihr zu wenig an unglücklichen und hülfsbedürftigen Menschen thuet. Warum thun wir denn aber so wenig an ihnen?

II.

Hätte das Volk, welches den Weg mit Jesu nach Jerusalem machte, sich recht in die Unglückliche Lage des blinden Bettlers bey Jericho hineingedacht; hätte es bey sich gedacht, wie, wenn ich an der Stelle des blinden Bettlers da säße, was würde ich wünschen, was verlangen? Gewiß, es hätte ihn nicht schweigen heissen, da er um Hülfe schrie; es wäre selbst zu Jesu

hingegangen mit der Bitte: Herr, bester Menschenfreund! Sieh da diesen Unglücklichen! Sieh, er ist des edelsten Sinnes beraubt: ertheile ihm das Gesicht wieder! Aber das Volk war hartherzig, weil es das Unglück des blinden Bettlers nicht überlegte, und weil es sich nicht an dessen Stelle dachte, und sehet: das ist auch die Ursache unserer Hartherzigkeit. Wir überlegen nicht, wie übel Arme, Kranke, Krüppel daran seyen, wir bedenken nicht, was wir in ihren Umständen verlangen und wünschen würden, deßwegen thun wir so wenig an ihnen.

Freylich hält unsere Habsucht und unser Hang jeden Kreuzer zum eigenen sinnlichen Vergnügen zu verwenden, uns von der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit zunächst ab, allein wir würden diese Hindernisse leicht überwinden, wenn wir nicht gedankenlos bey dem Elende Anderer wären, sondern dächten: wie viel muß dieser Unglückliche leiden?

Ist eine arme Familie nicht unglücklich, wenn es ihr am täglichen Brot mangelt? Wenn Vater und Mutter bey aller Arbeit nicht so viel vor sich bringen, womit sie ihre Kinder ernähren können? Jede Bitte der Kinder um Brot geht Vater und Mutter durch Mark und Beine, bey dem Gefühle des Unvermögens ihren Hunger zu stillen. Ist das Kind nicht unglücklich, das halb nackend bey Kälte, Regen und Wind von Haus zu Haus gehen, und sich sein Brot erbetteln muß? Ist der Krüppel, der arme oder schwache Greis nicht unglücklich, der gestützt auf seine Krücke oder seinen Stab kaum über den Weg gehen kann, um seinem Nachbarn seine Noth zu klagen? Ist der Kranke nicht unglücklich, der sich auf dem Bette hin und her wirft, und nicht weiß, wie er sich legen soll, um nur einen Augenblick Ruhe zu finden? Der Fisch lächzet, wenn

es ihm an Wasser fehlet, und der Wurm krümmet sich, wenn er Schmerzen leidet; und der Mensch, der sein Unglück recht überdenken kann, sollte der nicht unglücklich seyn, wenn es ihm an Nahrung, Kleidern und an Gesundheit fehlet, und niemand ihn unterstützet, niemand ihn besucht und tröstet? Weil wir dieses nicht bedenken, so wird unser Herz nicht zum thätigen Mitleid gerührt bey dem Anblicke solcher unglücklichen Menschen.

Thun wir nicht alles, wenn uns etwas fehlet? Und wenn wir uns nicht selbst helfen können, was wünschen wir da? Was wir wünschen, wünschet sich auch unser Nebenmensch, er ist gerade so gebauet, wie wir. Er hat Hunger, wie wir, Durst, wie wir; was uns Freude machet, machet auch ihm Freude, was uns wehe thut, thut auch ihm wehe. Wir können es ja oft bemerken, welche Freude der Unglückliche hat, wenn er siehet, daß wir Mitleid mit ihm haben, und uns seiner annehmen. Ein Rath, ein Trost, den wir einem Geängstigten oder Betrübten geben; ein Kreuzer, den wir einem Armen in die Hände drücken; ein größeres Stück Brot, das wir ihm reichen, verbreitet oft eine Heiterkeit über sein ganzes Wesen. Wir vergessen, daß der Unglückliche ein fühlender Mensch, wie wir, sey, und weil wir uns nicht an seine Stelle denken, so bleiben wir kalt bey seinem Leiden.

Seyd barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist, sagt Jesus, Luk. 6, 36. O, so lasset uns oft erwägen, wie kläglich der Zustand des Blinden, Armen, Kranken, Nothleidenden sey! Lasset uns das Elend der Unglücklichen zu Herzen nehmen. Lasset uns oft bedenken: wenn ich eben so arm, so krank, so dürftig wäre, wie wäre mir um das Herz! Das lasset uns erwägen, daran lasset uns denken, und wir werden

dann mehr, wie zeither, an unglücklichen und hülfsbedürftigen Menschen thun!

Am zweyten Sonntage in der Fasten.

Wir sollen, wie Jesus, Naturfreunde seyn.

Text.

Jesus nahm den Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes, und führte sie beyseits auf einen hohen Berg, wo er vor ihnen verklärt ward. Matth. 17, 1. u. f.

Unser Heiland entzog sich oft dem Getümmel der Stadt, den lärmenden Ergetzlichkeiten der Menschen, und ging in die schöne Natur, auf das freye Feld hinaus. Er war nirgends lieber, als unter dem offenen Himmel. In den Werken der Natur sah er die deutlichsten Spuren der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; er war bey ihrer Betrachtung recht seelenvergnügt, und glaubte da seinem himmlischen Vater gleichsam näher zu seyn. Im heutigen Evangelium lesen wir, wie er drey von seinen Jüngern, den Petrus, Jakobus und Johannes zu sich nahm, wie er sie von den Menschen hinweg, und auf einen hohen Berg führte, wo er einen großen Theil der schönen Schöpfung überschauen konnte, und wo er vor ihren Augen verklärt wurde. So verließ er Dörfer und

Städte, und besuchte Berge, Wiesen, Wälder und Fluren, so oft es seine Geschäfte zuließen.

Viele Christen sind dem Heilande darin ganz unähnlich. Es gibt in großen Städten Leute, die kaum ein Paar Mahl im Jahre etwas anders als Häuser und Menschen sehen; sie besuchen Tanzböden und große Gesellschaften, auf das freye Feld kommen sie äußerst selten. Landleute, welche ackern, säen und ernten müssen, welche also ihre meisten Geschäfte außer dem Hause verrichten, sind freylich oft und lange in der schönen Natur, aber sie haben keine rechte Freude an ihren vortrefflichen Werken, und gehen gedankenlos vor ihren Schönheiten vorüber. So sollte es nicht seyn, m. L.! Wir sollten auch hierin dem Heilande nicht unähnlich, sondern, wie er, Naturfreunde seyn! Ich will euch heute dazu ermuntern, und über den Satz predigen:

Wir sollen, wie Jesus, Naturfreunde seyn.

1) Zeige ich, daß Jesus ein großer Naturfreund war;

2) Zeige ich, daß wir, wie er, auch Naturfreunde seyn sollen.

I.

Um uns zu überzeugen, daß Jesus ein großer Freund der Natur war, brauchen wir nur flüchtig die Bibel zu durchblättern. In ihr finden wir, daß er sich gern in der freyen Natur aufhielt, daß er von ihr seine schönen Gleichnisse und Anlässe zu seinen vor-

trefflichen Lehren hernahm, und daß er seine Zuhörer fleißig auf die Werke der Schöpfung hinwies.

Gern hielt sich Jesus auf dem Felde, in der freyen Natur auf: denn wo bethete er am liebsten? Und wo hielt er seine meisten Reden und Predigten? Als er das Volk in der Wüste mit fünf Broten und zwey Fischen gespeiset hatte, stieg er auf einen Berg, und bethete da bis an den Abend ganz allein. Eben so bethete er kurz vor seinem Leiden am Oehlberge. Als er die überaus schönen Lehren, die sogenannten 8 Seligkeiten vortrug, war es ein Berg, auf dem er sich niedersetzte. Als er das Gleichniß vom Säemanne und Samen vortrug, war es am Ufer des Meeres, wo er aus einem Schiffe zum Volke redete.

Seine Gleichnisse, wodurch er geistige Wahrheiten faßlich machte, unsichtbare Dinge versinnlichte, seine Vorträge würzte, und das Herz seiner Zuhörer rührte, nahm er aus der Natur, von dem, was ihm am nächsten war. Weil er seinen Zuhörern die verschiedenen Wirkungen des Wortes Gottes zeigen, zeigen, warum oft die beste Lehre bey vielen wenig fruchte, so bedient er sich des Gleichnisses vom Säemanne, dessen ausgestreueter Same theils an den Weg fiel, theils auf steinigten Boden, theils unter die Dörner, theils auf gutes Erdreich, Matth. 13. Will er den künftigen Zustand seiner Kirche beschreiben, in welcher es unter den guten Christen immerhin auch böse geben würde, so erzählt er das Gleichniß vom Weitzen und Unkraut, Matth. 13. Weil er den Stolz seiner Jünger niederschlagen, welche meinten, daß sie etwas vor den künftigen, auch eifrigen Religionslehrern voraus haben würden, so läßt er einen Hausvater auftreten, ihn zu verschiedenen Zeiten des Tages Arbeiter für seinen Weinberg miethen, allen aber am Abende

gleichen Lohn geben. Und wer könnte sie alle anführen die schönen Gleichnisse, welche Jesus aus der Natur aufgriff, und vortrug? Sagt ja der Evangelist: Dieses alles hat Jesus in Gleichnissen zu dem Volke geredet, und ohne Gleichnisse redete er nichts mit ihnen. Matth. 13, 34. Die Sonne, das Abend- und Morgenroth am Himmel, ein Baum, diese und viele dergleichen Dinge aus der Natur mußten ihm zur Versinnlichung seiner übersinnlichen Wahrheiten dienen, die er lehrte.

Auch wies Jesus allenthalben seine Zuhörer auf die Natur hin, und machte sie auf ihre Werke aufmerksam. Sehet, sprach er, sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten und spinnen nicht, und doch war Salomon in seiner ganzen Pracht nicht so schön gekleidet, als eine von ihnen, Matth. 6.

So wandelte also Jesus am liebsten am Fuße eines Berges, auf geblümten Wiesen, am Ufer des Meeres, in stillen Hainen, oder durch reife Kornfelder. So nahm er Bilder und Gleichnisse aus der Natur. So führte er, der beste Prediger und Volkslehrer, die Leute immer in diese Schule, damit sie in dem darin aufgeschlagenen Buche lesen möchten. Lauter deutliche Beweise, daß er ein großer Naturfreund war.

II.

Wir sollen auch, wie Jesus, Naturfreunde seyn, denn aus der Natur erhalten wir unsere Lebensbedürfnisse, ihre Werke lehren uns die Größe und Liebe un-

fers Gottes, und in ihrem Schooße genießen wir die unschuldigsten und seligsten Freuden.

Aus der Natur erhalten wir unsere Kost, die uns täglich unentbehrliche Nahrung. Das Brot, welches wir backen, das Gemüse, welches wir kochen, das Obst, welches wir essen und dörren, das Futter für unser Vieh: woher bekommen wir alle diese Dinge? Aus der Natur: unsere Aecker, Gärten und Wiesen liefern sie uns. So ist es auch mit unsern übrigen Lebensbedürfnissen. Woher nehmen wir unsern Wein? Von den Weinbergen. Woher das Holz zum Verbrennen, und zum Verarbeiten zu allerhand Geräthschaften? Von den Wäldern. Woher Eisen, Zinn, Kupfer, selbst Gold und Silber? Aus dem Innern, und wenn ich so sagen darf, aus dem Eingeweide der Natur. Die Sonne scheinet und erwärmet uns. Der Regen befeuchtet unsere Felder. Der Schnee bedecket unsere Saaten, und schützet sie gegen die strenge Winterkälte.

Die Werke der Natur führen uns auf ihren Schöpfer, und lehren uns seine Größe und seine Vaterliebe. Was unsichtbar an Gott ist, schreibt Paulus, seine ewige Allmacht und Gottheit, wird durch die erschaffenen Dinge erkannt, Röm. 1, 20. Die Natur ist eine sehr lesbare Schrift, sie ist eine Offenbarung Gottes für das Auge. Gott redet zu uns durch unser Gewissen, aber da in der Natur, ist auch seine Stimme zu hören. Alles was uns in ihr umgibt, sich regt und lebt, ist Hauch, ist Ausfluß, ist Wort Gottes. Es ist in ihr zwar keine Rede, keine Sprache: aber ihre Mannigfaltigkeit, ihre Ordnung, ihre Schönheit, ihr Leben: rufen sie uns nicht laut und vernehmlich zu: Es ist ein allmächtiger, weiser und allwirksamer Gott, der alle seine Ge-

schöpfe liebt? Ihren Unterricht versteht auch der Ungebildete: Bruder, den schönen jungen Morgen sieh! wie schön muß der nicht seyn, der ihn gemacht hat? sagte selbst ein Grönländer. Sogar Donner, Blitz und Hagel sind Beweise der göttlichen Güte, denn sie sind für das Ganze gut und nothwendig.

In der freyen Natur genießen wir die unschuldigsten und seligsten Freuden. Welches Vergnügen ist es, des Morgens die unzählbaren Thautropfen zu sehen? Wie Perlen und Diamanten hängen sie da, und alle Farben des Regenbogens strahlen von ihnen zurück. Wie majestätisch geht die Sonne auf? Wie ein Bräutigam, sagt die Schrift, geht sie aus ihrem Zimmer, und wie ein Held durchläuft sie freudig ihre Bahn, Ps. 18. Bey ihrem lieblichen Aufgange, bey ihrem milden und freundlichen Strahle wird es einem ganz wohl um das Herz. Wie schön ist die Frühlingszeit? Ist nicht die ganze Erde ein prächtiger Garten Gottes, wenn die Bäume so da stehen und blühen? Wie schön ist jede Blume? Ist nicht jede Kunst des Mahlers dagegen ein blosses Schattenwerk? Wem es da in der Natur nicht wohl ist, wessen Herz da nicht seine Verwandtschaft mit Gott fühlet, und zu bethen anfängt, der muß alle Empfindung verloren haben!

Sehet, m. L.! das alles gewähret uns die Natur! Saget nun selbst, wäre es recht, wenn wir nicht auch, wie Jesus, Naturfreunde wären? Ihr als Ackersleute lebet und schwebet in der Natur, o, gehet nicht mehr gedankenlos bey ihren Werken vorüber! Betrachtet ihre Schönheit, erforschet ihre weise Einrichtung! Nur wer darauf merket, hat große Lust daran. Ihr sitzet an Sonn- und Feyertagen nachmittags in finstern Stuben, am Wein- oder am Spieltische, wo oft viel Böses geschieht: ach, um welche

viel bessere Freuden bringt ihr euch da! Ein Spaziergang in das freye Feld durch die geschmückten Fluren gewähret dem Naturfreunde ein edleres Vergnügen, das ihm nichts kostet. Ihr murret, daß eure Kinder so strenge zur Schule angehalten werden, und jetzt auch über Gegenstände aus der Naturgeschichte und Naturlehre Unterricht bekommen: o, thuet dieß nicht mehr, freuet euch vielmehr, daß ihr Sinn für die Werke Gottes in der Natur geweckt und geübt wird. Nun so wollen wir denn die Werke der Natur zum Gegenstande unserer Aufmerksamkeit und unsers Nachdenkens machen, bis wir in höhern Gegenden und mit einem helleren Blicke die Wunder der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes anschauen werden! Amen.

Am dritten Sonntage in der Fasten.

Bey der häuslichen Uneinigkeit kann weder der zeitliche Wohlstand, noch die Tugend Statt finden.

Text.

Ein jedes Reich, das mit sich selbst uneinig ist, wird verwüstet, und ein Haus fällt über das andere, Luk. 11, 17.

Man hat dem Heilande den Vorwurf gemacht, er treibe aus den Menschen die Teufel aus durch Hülfe

des Fürsten oder des Obersten der Teufel. Es herrschte nähmlich zu den Zeiten Jesu der Glaube, daß besondere Krankheiten und Gebrechen von den Einwirkungen der bösen Geister herrühren: weil nun Jesus solche Krankheiten und Gebrechen heilte, so sagen jene, welche ihm feind waren, er treibe die Teufel aus, aber nicht durch eigene Macht, sondern durch Beelzebub, durch den Obersten der Teufel, mit dem er in einem Einverständnisse oder Bündnisse stehe.

Diese Lästerung, als käme seine Macht vom Teufel her, widerlegte Jesus auf die einleuchtenste Weise. Wenn mir, sagte er, der Fürst der bösen Geister eine Gewalt ertheilet, durch welche ich die schwächern Geister bändige, so muß sein Reich dem Falle nahe seyn; denn auf diese Art ist ja ein böser Geist gegen den andern, und ein jedes Reich, das mit sich selbst uneinig ist, wird verwüstet, und ein Haus fällt über das andere.

So hat Jesus seine Feinde beschämt, und gezeigt, daß seine Macht, durch die er Taubstumme gesund machte, und allerhand Krankheiten heilte, nicht von dem Teufel, sondern anderswo her seyn müsse. Durch den Beweis, den er dabey führte, hat er uns aber auch zugleich auf die Wahrheit aufmerksam gemacht, daß in einem Reiche, eben so auch in einem Hause, wo Streitigkeit unter der Familie herrschte, kein Wohlstand Statt haben könne, sondern daß ein solches Reich und Haus seinem Untergange nahe sey: und so ist es auch, die Erfahrung bestätiget diese Wahrheit.

Ein ganzes Dorf blühet bald auf, und sein Reichthum und Wohlstand nimmt zusehends zu, wenn die Einwohner Friede unter einander halten, und einträchtig beysammen leben. So ist es mit einer

Stadt, so mit grossen Reichen, so ist es besonders im Kleinen mit einzelnen Familien.

Sind aber in einem Dorfe, einer Stadt in einem Reiche Bürger gegen Bürger aufgebracht, so ist es um das Dorf, die Stadt und um das Reich geschehen. Das gilt besonders von einem Hause, in welchem die Familie uneinig ist, es ist seinem Untergange nahe. Es kann in einem Hause, das immer von Streitigkeiten, von Hader und Zank ertönet, nicht nur kein zeitliches Glück seyn, sondern es kann darin keine Tugend aufkommen.

Ich predige deßwegen heute über den Satz: **Bey der häuslichen Uneinigkeit kann weder der zeitliche Wohlstand, noch die Tugend Statt finden.**

Ich sage:

Bey der häuslichen Uneinigkeit kann

1) Der zeitliche Wohlstand,

2) Die Tugend keinen Platz haben.

Seyd aufmerksam.

I.

Es ist zum Erbarmen, wie es in manchen Häusern unter der Familie zugehet. Selbst die, welche mit einander unter einem Dache wohnen, welche mit einander aus einer Schüssel essen, können einander nicht leiden. Müssen sie mit einander reden, so gibt keines dem andern ein freundliches Wort, sondern ungestüm und wild fahren sie einander an. Bey dem geringsten Versehen überhäuft der Mann die Frau, oder die Frau den Mann mit tausend Schimpfreden

und Flüchen so, daß selbst die Nachbarsleute durch den Lärm in ihrer Ruhe gestört werden.

Glücklicher Fortgang der Geschäfte, eine dauerhafte Gesundheit, beyde Stücke gehören nothwendig zum zeitlichen Wohlstande, aber keines von ihnen kann in solchen Häusern Statt haben.

Daß in einem Hause, wo Unfrieden herrscht, kein Fortgang bey den Geschäften seyn könne, wird jeder leicht begreifen. Damit die Geschäfte eines Hauses glücklich von Statten gehen, wird erfodert, daß sich alle gemeinschaftlich darüber berathen, daß eines dem andern hülfreiche Hand biethe, daß jedes das Seinige gern thue? Nichts von dem geschiehet unter Leuten, die uneinig sind. Weil sie einander verachten, so überlegen sie nie mit einander die Umstände, so prüfen sie nie mit einander die Mittel, unter denen, und mit welchen etwas angefangen und gethan werden soll; keines fragt das andere um Rath; keines sagt dem andern, wie dieses oder jenes könne angegriffen werden. Noch viel weniger greifen sie einander, wie man sagt, unter die Arme. Weil es keines mit dem andern gut meinet, so denkt jedes bey sich: du kannst dich allein damit abkreuzigen, ich lege meine Hand nicht daran. Jedes arbeitet mit Verdruß und Widerwillen, weil keines von dem andern, auch nach der schwersten Arbeit, nur eine freundliche Miene zu hoffen hat. Man verrichtet die meisten Arbeiten gern und fröhlich, weil man bey sich denkt: du machst durch diese Arbeit, durch den Gewinn, welchen sie einbringt, den Deinigen eine Freude. Mancher Mann würde sich nicht so sehr bewerben, durch Handeln und Fahren etwas zu gewinnen, manche Ehefrau nicht so emsig das Hauswesen besorgen, manche Kinder würden nicht so fleißig seyn, wenn sie es nicht aus wechselseitiger

Liebe gegen einander thäten, und eines dem andern dadurch gefallen wollte. Wenn nun bey Leuten in einem Hause diese Liebe fehlet, wenn an ihre Stelle Abneigung und innerlicher Groll getreten ist, wenn deßwegen keines dem andern beystehet, keines seine Arbeit mit Lust und Freuden thut, wie ist es da möglich, daß Glück und Segen ihre Arbeiten begleite? Bey der Uneinigkeit der Menschen in einem Hause ist an kein Fortkommen zu denken, das Hauswesen geräth in Unordnung. Ein Haus, das mit sich selbst uneinig ist, wird über das andere fallen.

Man hat Beyspiele, daß Leute, welche wenig zusammenbrachten, in einen recht blühenden Wohlstand gekommen sind, im Gegentheile kennt man auch Leute, die bey vielen Reichthümern doch in Armuth und Elend geriethen, und woher kam das? Die h. Schrift sagt es. Die Eintracht, sagt sie, baut das Haus auf, Zwietracht aber reißt es nieder.

Daß in einem Hause bey dem leidigen Unfrieden auch die Gesundheit zu Grunde gehen müsse, ist eben so begreiflich. Man hat von jeher die Zufriedenheit als ein Mittel angerühmt, welches nothwendig ist, die Gesundheit zu erhalten, und das Leben zu verlängern. Dagegen hat man immerhin gesagt, die Unzufriedenheit sey ein Gift, das allmählig alle guten Säfte des Leibes verderbe, und alle Kräfte schwäche. Und man braucht dazu keine Aerzte, die einem dieses sagen, die Erfahrung selbst sagt es einem jeden deutlich genug. Woher kommt die blaßgelbe Farbe, die man in manchen Häusern an Mann, Weib und Kindern wahrnimmt? Glaubet nicht, daß der Mangel an Nahrung daran schuld sey. Es gibt Häuser, in denen an allem Ueberfluß ist, und doch haben jene, die darin wohnen, Todten ähnliche Gesichter. Manche andere

böse Leidenschaft kann daran Schuld seyn, aber gar oft ist es der Unfriede ganz allein. Es ist ja gar nicht möglich, daß da die Speisen anschlagen, daß einem die Ruhe wohl bekomme, daß man gesund bleibe, wo man allezeit in banger Besorgniß leben muß, daß einem der andere bald wieder wie ein Wütherich anfallen, und mit teuflischen Verwünschungen und grausamen Schlägen überhäufen werde. Diese Besorgniß zehrt das Leben ab. Das bekannte Sprichwort bestätigt dieses: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Wehe also dem Hause, in dem Zank und Zwietracht herrschet! Der zeitliche Wohlstand kann nicht darin wohnen: es ist eine Hölle auf Erden.

In einem Hause voll Zwietracht und Uneinigkeit kann auch keine Tugend aufkommen.

II.

Bey der häuslichen Uneinigkeit kann auch keine Tugend aufkommen, die Uneinigkeit ist ein Unkraut, das alle Tugenden erstickt, weil sie dem Menschen den Frohsinn raubt, und das Feuer der wechselseitigen Liebe, ohne die es wenige Tugenden gibt.

Zu einem tugendhaften Leben wird eine ruhige heitere Seele erfordert. Wer ein ungetrübtes, fröhliches Gemüth hat, der verrichtet seine Geschäfte, die ihm obliegen, gern, er begegnet allen Menschen mit zuvorkommender Freundlichkeit, er genießet die Freuden dieses Lebens mit warmem Danke gegen Gott, der sie uns gibt; er ist für alles Gute empfänglich. Ist die Seele des Menschen verstimmt, so ist ihm alles, was er thun soll, zuwider und nichts macht ihm eine wahre Freude. Was muß aber die Seele eines Menschen mehr verstimmen, was sein Herz empfindlicher

kränken, als die Vorwürfe und Mißhandlungen, welche er in seinem eigenen Hause beständig zu fürchten hat? Deßwegen sind Leute, die im Zwiste mit einander leben, auch zu keiner Tugend aufgelegt. Sollen sie in der Kirche bethen, so fällt ihnen bey dem Gebethe ein: wie wird es mir wieder gehen, wenn ich nach Hause komme? Sollen sie ihren Nächsten aus einer Noth helfen, so denken sie bey sich: was soll ich diesem helfen, da ich selbst unter dem größten Kreuze stecke? Sollen sie arbeiten, Wind und Wetter ertragen, wozu alle Mühe, sagen sie sich selbst, ich erhalte dafür doch keine andere Belohnung, als den Vorwurf: daß ich alles, was ich angreife und thue, nicht recht mache? Sollen sie ihre Kinder zum Guten anhalten, nein! ich thue es nicht, denken sie bey sich: es kann in diesem Hause unter Hadern und Zanken doch nichts aus ihnen werden. Ich mag nicht mehr bethen, nicht mehr arbeiten, ich habe an nichts mehr eine rechte Freude, so sagen jene Leute selbst, welche im Unfrieden leben, und so wird also bey der Uneinigkeit die Frömmigkeit, jede Pflicht und Tugend vernachlässiget.

Und welche Tugend sollte in einem Hause unter Mann und Frau, unter Aeltern und Kindern, unter Herrschaften und Dienstbothen Statt finden können, da ihnen wegen der Uneinigkeit die Liebe fehlet? Sollte der Mann seiner Frau, die Frau ihrem Manne die eheliche Treue halten? Sollte eines auf das Wohl des andern, wie auf sein eigenes, bedacht seyn? Sollten Eheleute ihre Kinder zärtlich lieben, wenn sie einander selbst feind sind? Sollten die Kinder ihre Aeltern hochschätzen und lieben, da sie so oft Vater und Mutter einander in den Haaren sehen, und über einander schelten, schimpfen und fluchen hören, wobey

auch sie gewöhnlich mit mißhandelt werden? Sollten Knechte und Mägde in einem solchen Hause etwas Gutes lernen? Die Erfahrung lehret es, was Eheleute gewöhnlich thun, die im Unfrieden leben: Verschwendung, Liederlichkeit und abscheuliche Ehebrüche sind die traurigen Folgen ihres Unfriedens. Weil das Haus der Ort ihrer Qual ist, so geht der Mann in die Wirthshäuser, und sauft und spielt, und die Frau besucht die Nachbarshäuser, und wird verführt. Die Erfahrung lehrt es, was aus Kindern in solchen Häusern wird. Alle zärtlichen Empfindungen und menschlichen Gefühle werden frühzeitig in ihren Herzen erstickt, und es wäre ein Wunder, wenn sie nicht bald das lebendige Ebenbild ihrer zanksüchtigen Aeltern wären. So ist es also nicht möglich, daß in Häusern, wo der Unfriede eingekehrt ist, die Tugend eine Wohnstätte finde, in ihnen ist die Schule aller Laster.

Ein sterbender Vater sagte seinen Kindern: bringet mir einen Bund Reiser her. Sie thaten es, und nun sprach er: zerbrechet diesen Bund Reiser; sie konnten nicht. Zerbrechet jedes Reis einzeln; das war ihnen leicht. Nehmet daraus die Lehre, fuhr der sterbende Vater fort, daß man euch nichts werde anhaben können, wenn ihr zusammenhaltet, trennen euch aber Zwiste, so hat euer Feind gewonnenes Spiel. Und so ist es denn auch. Wenn die Leute in einem Hause zusammenhalten, so vermag kein Feind, kein Unglück etwas über sie. Ihr zeitlicher Wohlstand aber, und ihre Tugend geht zu Grunde, wenn sie in Uneinigkeit beysammen leben.

So vergesset denn nicht die Worte Jesu: ein jedes Reich, das mit sich selbst uneinig ist, wird verwüstet, und ein Haus fällt über das andere. Vergesset nicht: daß bey der häuslichen Uneinigkeit weder zeitlicher

Wohlstand noch Tugend Statt finden können! Habet ihr zeither im Unfrieden gelebt so fanget jetzt an mit einander in Liebe und Eintracht zu leben! Amen.

Am vierten Sonntage in der Fasten.

Von Gottes Macht und Vorsehung in Ernährung der Menschen und Thiere.

Text.

Nun nahm Jesus die Brote, und als er Dank gesagt hatte, theilte er sie unter die Liegenden aus, desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Joh. 6, 11.

Das heutige Evangelium erzählt uns die wundervolle Sättigung des Volkes durch Jesum. Der Evangelist gibt die Anzahl der Menschen auf fünf tausend an; der Vorrath der Lebensmittel aber bestand nur in 5 Gerstenbroten und 2 Fischen. Wenn wir auf den geringen Speisevorrath und auf die Menge Volkes sehen, das sich um Jesum versammelt hatte, so können wir nicht anders, als mit Andreas sagen: Was ist das für so Viele? Wenn wir aber zugleich doch sehen, daß Jesus mit so geringem Vorrathe so viele Menschen speiset, alle satt werden, und sogar noch 12 Körbe voll Stücke übrig bleiben; so müssen wir mit dem, über dieses Wunder in Erstaunung ge-

setzten Volke rufen: Wahrhaftig, dieser ist der Prophet, der in die Welt kommen soll! Dieser ist der große Lehrer, der, wie er an Weisheit alle Menschenkinder übertrifft, auch mit andern höhern Kräften von Gott ausgerüstet ist!

So groß aber dieses Wunder war, das hier Gott durch Jesum wirkte, so sehen wir doch alle Tage in der Erfahrung etwas Aehnliches vor unsern Augen. Was sage ich? Nicht nur tausend und tausend Menschen, sondern unzählbare Menschen und Thiere sättiget Gott alle Tage. Da ist kein Vogel in der Luft, kein Fisch im Wasser, kein Würmchen in und auf der Erde, kein Thier im Gebüsche und Walde, das nicht täglich seine Nahrung findet; auch der ärmste Mensch stirbt nicht Hungers.

Und doch sind die Menschen oft so kleingläubig. So bald ihre Lebensmittel abnehmen, so bald sich ein Vorbothe eines Mißjahres, einer Theurung zeiget, so bald sich einer in Armuth versetzt sieht, so bald ist auch alles Vertrauen auf Gott dahin. Sie glauben, der vorsichtige Gott habe aufgehört für sie zu sorgen. O der schwachen Christen!

Derjenige, welcher schon so viel tausend Jahre Vorsehung that, und noch keines seiner Geschöpfe verhungern ließ, wenn es sich nur auch die Anstrengung der verliehenen Kräfte gefallen ließ — wird der nicht ferner für Nahrung sorgen? Kommen euch Nahrungssorgen, so sollet ihr einen Blick auf die ungeheure Anzahl Menschen und Thiere werfen, die Gott täglich speiset, und euch im Vertrauen auf die allmächtige Vorsehung stärken.

Ich will jetzt mit euch eine kleine Betrachtung anstellen über die allmächtige Vorsehung Gottes,

welche sich in Ernährung und Sättigung der Menschen und Thiere zeiget.

Die göttliche Vorsehung hat ihren Tisch gedeckt, und hält alle Tage offene Tafel für alles, was lebt und schwebt; für die Vögel in der Luft, für die Fische im Wasser, für das Wild im Walde, für das zahme Vieh auf Heiden und Weiden und an der Krippe, und für alle Menschen an allen Orten des Erdbodens.

Sie hat Vorsehung gethan, die göttliche Weisheit, daß es keinem Geschöpfe an der Nahrung, den nothwendigen Lebensmitteln mangle. So viel der Gäste sind, die an der Tafel Gottes sich sättigen wollen, so finden doch alle volle Sättigung.

Wer mißt die Erde, die überall Geschöpfe erzeuget, die Futter brauchen? Die Oberfläche der Erde, wäre sie eine bloße Ebene, beträgt über 9 Millionen Quadratmeilen, und wo nur ein lebendiges Geschöpf auf dem großen Erdballe wohnet, da findet es auch Nahrung und Lebensunterhalt.

Wer zählt die Menschen alle, die Thiere alle, die Kostgänger Gottes sind, und täglich an seinem Tische gespeiset werden? Man berechnet die Anzahl der jetzt lebenden Menschen über 1000 Millionen. Alle wollen essen, alle Tage essen, und erhalten auch täglich ihre Kost. Ein großer Naturforscher zählet bloß die Arten der verschiedenen Vögel, Landthiere, Fische, Insecten, und setzet ihre Anzahl auf 300,000 — und jetzt erst alle einzelnen Thiere! Und alle sind Kostgänger Gottes!

Wie unterschiedlich und vielfältig ist die Speise und Nahrung, welche täglich vorgelegt wird? Nicht

allen schmecket alles. Was dem einen stärkende Nahrung ist, das ist dem andern Gift. Was eines stehen läßt, das sucht das andere. Eines will Koth und Schlamm, eines Wurzeln und Kräuter, eines Heu und Stroh, eines Gras, eines Baumfrüchte, ein anderes Fleisch und Fische. Wie die Zungen innerlich verschieden sind, wie jede Nase, wenn ihr eine Speise wohl riechen, wie die Zähne oder der Schnabel, wenn sie dieselbe zermalmen, wie der Magen und die Säfte, wenn sie dieselbe zur Gesundheit verdauen sollen, wie diese alle verschieden sind, so verschieden müssen auch die Speissen seyn. Und wo findet nicht jedes Geschöpf nach Verschiedenheit das, was seinem Gaumen und seinen Verdauungswerkzeugen angemessen wäre? *)

O Gott, himmlischer Vater! so groß und weit ausgebreitet dein Tisch ist, so unzählbar deine Gäste und Kostgänger, und so verschieden die Speissen sind, die sie verlangen, so gibst du doch allen Thieren ihre Speise, 146. Ps. Auf dich sehen Aller Augen, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit; du thust deine milde Hand auf, und erfüllest alles, was da lebt, mit Segen, 144. Ps. Du, du bist Jahr aus, Jahr ein, der vorsichtige Speisemeister! der reiche Nährvater! der mächtige Kostherr, von welchem täglich so viele Millionen Geschöpfe verpflegt und ernährt werden!

Sollen wir noch mit Job. 38. Kap. fragen: Wer verschafft den jungen Raben Speise? Der allgemeine Nährvater, der vorsichtige Gott thut es!

---

*) Man sehe Reimarus über die Kunsttriebe der Thiere.

Mags auch Winter werden, wo die Erde gefrieret, die Bäume Blätter und Früchte verlieren, und die Felder mit Schnee überdeckt sind — auch in dieser harten Jahreszeit stirbt keines der Kinder Gottes Hungers. Im Sommer wächst im Ueberflusse, und da sammeln in die Vorrathshäuser nicht nur die Menschen, sondern auch unter den Insecten die Bienen und Wespen, unter den vierfüßigen Thieren die Hamstern und Feldmäuse, unter den Vögeln die Aelstern oder Hölz- und Nußhäher!

Gibt es im Winter für einige Thiere keine Nahrung, so hat die göttliche Vorsicht schon dafür gesorgt, daß sie auch keine brauchen. Sie graben sich ein, und leben ohne Speise bis zum kommenden Frühlinge, wo sie vom langen Winterschlafe wieder erwachen, z. B. die Raupen, die Schwalben, die Murmelthiere.

Finden einige kein Futter an dem Orte, wo sie sich aufhalten, so gehen sie weiter, und sie erhalten ihr Brot anderswo in der Welt, z. B. die Strichvögel, die Häringe.

Und ist gleich für viele Thiere, welche beständig in einer Gegend bleiben, der Winter so beschaffen, daß er nicht viele Nahrungsmittel darbiethet, so wissen sie doch das Nöthige aufzusuchen, und sich mit Wenigem zu begnügen. Hierher gehören die meisten vierfüßigen wilden Thiere, und ein großer Theil Vögel, von welchen man in Wahrheit mit Jesu sagen kann: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und der himmlische Vater ernährt sie doch. Matth. 6, 36.

Mags auch Mißjahre geben — die ganze Erde ist nie damit gestraft. Kommt wegen Dürre oder Nässe in einer Gegend einmahl nichts fort; verwüstet ein Kriegsheer auch da und dort die Fluren, erschlägt

der Hagel an manchen Orten auch Bäume und Feldfrüchte — so liefert eine andere Landschaft so viel, daß sie denen, die anderswo Noth leiden, aushelfen kann. Sind die Menschen nur vorsichtig, legen sie nur in fruchtbaren Jahren, wie der Aegyptische Joseph, Vorrathshäuser an, so kann es auch in solchen unfruchtbaren Jahren nicht an der Nothdurft fehlen. In unserer vaterländischen Geschichte lesen wir, daß es manches Mahl in einem Jahre Ueberfluß an Allem gab, und das folgende Jahr war eine Hungersnoth — aber wer war da wohl Schuld daran? Nicht Gott, dieser ließ auf ein Mahl für viele Jahre wachsen. Die Menschen hatten die Schuld; wenn sie litten, so büßten sie für ihre Schwelgerey und Dummheit.

Es finden demnach so unzählige Thiere von so tausend Arten, so viele Millionen Menschen durch die weiseste Vorsicht des Schöpfers, zu allen Zeiten auf der Erdkugel ihre Nahrung. Der vorsichtige Gott ernähret und speiset alle; diese mit Fleisch und Blut, diese mit Gras, diese mit Blättern, mit Heu, Stroh, Kräuter, Wurzeln und andern Speisen. Welcher Mensch hat die Gabe, nur die Nahmen aller Speisen zu nennen? Wer bestellt die Küche mit so unterschiedlichen Speisen, mit welcher die offene Tafel Gottes versehen ist?

Ist das kein Beweis von Gottes Allmacht — Ernährung so vieler Menschen und Thiere? Was sind 300 000 Mann Soldaten gegen alles, was lebt und schwebt? Und doch wundern wir uns, wie ein König diese alle ernähren könne.

Ist das kein Beweis von Gottes Vorsehung? die für jede Art der Geschöpfe eigene Nahrung besorgt, und es zu keiner Zeit daran fehlen läßt. Hatte Jesus nicht recht, wenn er seine Jünger auf den allge-

meinen Nährvater, auf Gott, der so väterlich für die Nahrung der Thiere besorgt ist, hinweiset, und wenn er ihnen dadurch ängstliche Nahrungssorgen benehmen will? Matth. 6.

Ich will kein faules Vertrauen auf Gottes Vorsehung in euern Seelen begründen — das sey ferne! Ihr sollet nicht erwarten, daß euch ein Prophet die Speise bringe, wie dem Daniel in der Löwengrube. Ihr werdet keine Kost erhalten von einem Raben, wie Elias: das ist wider die göttliche Ordnung. Ihr sollt arbeiten, Kopf und Hände brauchen, und etwas verdienen. Ihr sollt das Erworbene zusammen halten, und euch einer klugen Sparsamkeit befleißen. Ihr sollt eure Kinder etwas Rechtes lernen lassen, damit sie sich in der Welt ehrlich fortbringen, und ihre Unterkunft finden können. Aber wenn ihr nach Kräften das Eurige gethan habt, dann sind ängstliche Nahrungssorgen unchristliches Mißtrauen auf Gott, dann sollt ihr alle eure Sorgen auf den Herrn werfen, 1. Petr. 5, 7.

Da schließt der Geitzhals sein Geld ein, kann nicht genug bekommen: warum? er glaubt, es möchte ihm einmahl fehlen.

Da lassen Hausherren und Aeltern Gesinde und Kinder darben: warum? sie glauben, der größte Vorrath lange für die Zukunft nicht zu.

Da stiehlt einer, dort betriegt einer, hier begeht ein anderer himmelschreyende Ungerechtigkeiten: warum? oft nur darum, weil sie denken, sie müßten etwas vor sich bringen, um nicht einmahl Hunger zu leiden.

Wie viele Sorgen und Unruhe! Aber auch zugleich wie viele Sünden begehen die Menschen aus

Mangel des Vertrauens auf Gott, aus Furcht, es möchte ihnen künftig an Nahrung fehlen. —

Noch einmahl: thut das Eurige. Denkt und arbeitet! dann schauet auf das tägliche Wunder Gottes, der so viele und vielerley Geschöpfe erhält und sättiget, und überlaßt euch seiner Vorsorge — er weiß was ihr bedürfet — er kleidet die Lilien — er nähret die Vögel. — Sollte er nicht für euch sorgen? Ihr Kleingläubigen? Amen.

Am Feste des heiligen Georgius.

Wozu uns das Beyspiel der heil. Märterer auffordere.

Text.

Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, und wer sein Leben in dieser Welt hasset, bewahret es zum ewigen Leben, Joh. 12, 25.

Jesus hat es seinen Jüngern mehrmahl vorhergesagt, was ihnen noch in der Welt begegnen würde. Sie werden euch, sprach er, in den Rathsversammlungen ihren hohen Gerichten überantworten, und in ihren Synagogen geißeln. Man wird euch wegen meiner zu den Landpflegern und Königen führen. Ihr werdet von allen gehaßt werden, wegen meines Nahmens

Matth. 10. Sie werden euch von den Synagogen ausschließen; es kommt sogar die Stunde, da ein jeder, der euch tödtet, glauben wird, er thue Gott einen Dienst, Joh. 16, 2.

Um ihnen Muth beyzubringen, damit sie sich durch nichts von dem Christenthume und ihrer Pflicht abbringen ließen, gab er ihnen mehrere darauf hinzielende Lehren. Wer sein Leben liebt, sprach er, wird es verlieren; und wer sein Leben in dieser Welt hasset, bewahrt es zum ewigen Leben. Ferner, ärgert dich dein Auge, so reiß es aus, und wirf es weg; ärgert dich deine Hand, so haue sie ab, und wirf sie weg, Matth. 5, 29. Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth, Matth. 10, 38.

Die von Jesu vorgesagten Zeiten kamen bald. Kaum war er todt, so fiel die Wuth der Juden auf die Apostel. Stephanus war der erste Märterer, und auch Johannes, der längstlebende Apostel starb den Martertod. Nach dem Tode der Apostel führet die Kirchengeschichte noch mehrere Jahrhunderte auf, während welcher ganze Scharen unschuldiger Christen ihrer Religion und Tugend wegen ihr Blut mußten fließen lassen. Diese stürmischen Zeiten des Christenthums zeugten die Heiligen, welche wir verehren, und unter denen auch der h. Georgius einen Rang behauptet.

Ich will heute einmahl bey den h. Märterern stehen bleiben und zeigen:

Wozu uns ihr Beyspiel besonders auffordere. — Ich zeige

1) Was die h. Märterer gethan haben,

2) Wozu uns ihr Beyspiel besonders auffordere.

Seyd aufmerksam.

I.

Das Christenthum war den Juden ein Aergerniß, und den Heiden ein Spott, und was nur List und Boßheit erfinden kann, das versuchten sie um seine Anhänger von ihm abwendig zu machen. Man ersann die grausamsten Qualen, und wer ein Christ bleiben wollte, mußte sich gefallen lassen, Hab' und Gut, selbst Leib und Leben, unter den grausamsten Martern aufzuopfern. Kein peinliches Gericht hat noch grausamere Peinigungen erfunden, als jene, die man den ersten Christen anthat.

Durch die Furcht der schrecklichsten Marter wurden viele dem Christenthume entrissen; sie waren zu schwach, um mit Jesu in den Kerker, und zum Tode zu gehen.

Andere brachte man zum Abfalle durch Versprechungen. Man both ihnen Geld und Gut, Ehrenstellen und Wollüste an, und die Hoffnungen, die man ihnen machte, waren zu schmeichelhaft, als daß sie nicht das, nach Genuß seufzende Herz des Menschen hätten bethören sollen.

Bey vielen Christen aber waren alle Versuche vergebens angewendet. Verlangte man ihre Güter, so ließen sie sich willig dieselben einziehen; nahm man ihnen ihr Amt, so traten sie es ohne Weigerung ab; drohte man ihnen mit Martern, so waren sie dazu bereit; führte man sie zum Tode, so ließen sie freudig ihr Blut fließen. Drohungen und Versprechungen

waren gleich vergebens an ihnen verschwendet. Ein Beyspiel davon haben wir an dem h. Georgius.

„Der h. Georgius stammte den Ueberlieferungen „zu Folge aus Capadozien, von einem edlen Geschlechte „ab. Unter der Regierung des Kaisers Diokletian „gelangte er im Soldatendienste bis zu der Würde „eines Feldmarschalls. Er sah schon voraus, daß auch „er ein Opfer des Religionshasses werden würde, und „theilte deßwegen vorläufig seine Güter unter die Dürf-„tigen aus. Er widersprach den Anschuldigungen, „welche man dem Christenthume und den Christen „machte, und als seine Vertheidigung fruchtlos war, „starb er nach vielen vorhergegangenen Martern den „Heldentod als Märterer des Christenthums im Jah-„re 290."

Georgius war in der Blüthe seiner Jahre, er hatte ein ansehnliches Vermögen, er stand in Ehren — das alles opferte er auf.

Man muß nicht glauben, daß eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Erdengüter, ein Ueberdruß des Lebens, oder eine gewisse Schwärmerey, um die Marterkrone zu erlangen, so viele Märterer erzeugt habe, nein! es war wenigstens bey Vielen bloß die Stärke ihrer Tugend. Sie wollten lieber auf alles Verzicht thun, als eine Lehre verlassen, die sie für wahr hielten; lieber sterben, als Götzen opfern, die sie für das erkannten, was sie waren, für Götzen. Die Erdengüter hatten für ihr Herz ihren Reitz nicht verloren, es war die Begierde, länger zu leben, nicht erstorben, allein sie wollten nicht wider ihre Erkenntniß, mithin nicht wider ihre Pflicht handeln, sie dachten mit Paulus: Was mein Gewinn ist, achte ich für Schaden, wenn ich die lebendige Erkenntniß Jesu Christi darüber einbüßen sollte.

Wie sehr, m. L.! sträubt sich unsere sinnliche Natur gegen Mißhandlungen, gegen Marter und Tod? Und doch haben die h. Märterer Wohlseyn, Eigenthum und Leben fahren lassen, aus Liebe zum Christenthum, aus Achtung für die Pflicht. Nur die Macht des belohnenden oder strafenden Gewissens machte sie zu Helden. Man könnte aus dem Verzeichnisse der Märterer manche aufführen, um das zu beweisen; aber ich will nicht weitläuftiger werden. So viel also haben sie gethan. Was lehrt uns ihr Beyspiel? Wozu fordert es uns auf?

II.

Das Beyspiel der Märterer fordert uns auf, auch wie sie, alles fahren zu lassen, was mit der Tugend nicht bestehen kann. Jene Zeiten der schrecklichen Verfolgungen sind zwar vorüber, aber immer gelten noch die Worte Jesu: ärgert dich dein Auge, so reisse es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab. Es sey, was es wolle, eine sinnliche Lust, ein irdischer Vortheil, die Freundschaft eines Menschen, alles müssen wir fahren lassen, so bald es mit der Pflicht und dem Christenthume nicht bestehen kann.

Das Fleisch gelüstet beständig wider den Geist. Wer fühlt nicht die Macht böser Neigungen und Begierden? Den einen reitzt dieses, den andern lockt jenes. Der Apostel Johannes gibt vorzüglich drey Stücke an, welche sich mit dem Christenthume und der Tugend nicht vertragen. Alles, schreibt er, was in der Welt ist, ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens; diese setzte er ausdrücklich hinzu, sind nicht von

dem Vater, dem Willen des himmlischen Vaters nicht gemäß, 1. Joh. 2, 16.

Unter der Begierlichkeit des Fleisches versteht er den Hang nach sinnlichen Wollüsten, nach Völlerey und Unkeuschheit. Der Trunkenbold hat seine Freude am vielen Trinken, im Wein findet er seine Glückseligkeit. Trunkenheit macht die Sinne stumpf, schwächt die Kräfte der Seele, macht untauglich zur ordentlichen Erfüllung der Berufspflichten. Der Trinker soll dem Christenthume seine liebste Neigung aufopfern, und die christliche Nüchternheit dem Vergnügen am Weine verziehen. Der Unkeusche geht der augenblicklichen thierischen Lust nach. Unkeuschheit raubt dem Menschen die Freude an allem, was schön, wahr und edel ist — bringt ihn um Ehre und Vermögen, um Leib und Seele. Der Unkeusche soll alles fahren lassen, Personen, Orte und Gelegenheiten; er soll jeder Verführung Trotz biethen.

Unter der Begierlichkeit der Augen versteht er die Habsucht, die Sucht nach großen Schätzen und Reichthümern, welche so sehr die Augen der Menschen auf sich ziehen. Der Geitzige ergetzt sich an dem Schimmer und Glanze des Goldes, davon er nicht genug bekommen kahn, und das er unbenutzt in Kisten liegen läßt. Der Geitz ist die Wurzel alles Uebels, er verleitet zum Diebstahle, Wucher, Betruge; zu allen Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten. Der Habsüchtige soll seine Anhänglichkeit an irdische Güter fahren lassen, und nach Gütern trachten, die nicht Rost und Motte verzehren, und denen nicht die Diebe nachgraben.

Unter der Hoffart des Lebens versteht er die Begierde vor andern Menschen groß zu erscheinen, Prahlung, Modesucht, Kleiderpracht, Eitelkeit. Diese

Laster verleiten zur Verschwendung, zum Schuldenmachen und zu manchen andern Sünden, und waren vielleicht nie, wie jetzt, so allgemein in der Welt. Jeder will groß thun, andern den Rang ablaufen, sich über seinen Stand kleiden und erheben; kurz, mehr seyn, als er ist: der Luxus ist selbst in den Hütten der Landleute eingekehrt. Die Mode sey noch so allgemein, die Lust zu gefallen noch so groß — so bald die Prachtliebe sich nicht mit der Unschuld des Lebens verträgt, muß sie entfernt werden.

Wenn wir über uns nachdenken, so werden wir finden, was unsere Tugend im Wege steht, welches der Stein des Anstoßes, welches die Klippe ist, an der unsere guten Vorsätze scheitern. Unser Gewissen, als ein unparteyischer Richter, wird uns die Orte, Gelegenheiten, Personen, Gefahren, alles entdecken, was unserer Seele gefährlich ist, und diese müssen wir fliehen. „Dieß, sagt ein frommer Dichter, dieß „ist das Auge, dieß ist der Fuß, die sich der Christ ent„reissen muß."

Es ist schwer, den Lockungen der Wollust, den vielen Anreiznngen zur Sünde zu widerstehen; es ist schwer, allen bösen Lüsten zu entsagen, aber doch nicht so schwer als das Liebste, was der Mensch hat, das Leben aufzuopfern, und das haben die h. Märterer gethan. Und soll ich euch einige Gründe anzeigen, die euch zur Selbstverläugnung, zu Aufopferungen, die die Tugend fordert, bewegen können? Ich kann euch keine bessern Beweggründe dazu geben, als jene, welche uns schon längst Jesus um seine Apostel in dieser Absicht gegeben haben. Wer sein Leben liebt, wird es verlieren. Die h. Schrift versteht hier unter Leben das irdische Glück der Menschen — Reichthum, Bequemlichkeit, Wollüste, alles, was das Erdenleben

an-

angenehm machet. Wer diese Dinge zu sehr liebt, wird das wahre Leben, das Leben des innerlichen Menschen, darüber verlieren. Wer aber sein Leben in dieser Welt hasset, bewahrt es zum ewigen Leben. Wer der Begierde nach Genuß entsagt, gelangt zur Unabhängigkeit der Vernunft, zum eigentlichen Leben der Kinder Gottes. Die Welt und ihre Lust vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt ewiglich, 1. Joh. 2, 17. Alle Wollüste, denen sich rohe sinnliche Menschen in diesem Erdenleben ergeben, hören einst auf, wer sich aber dieser bösen Lebensart enthält, und nach den Vorschriften des Christenthums lebt, erlangt die wahre, die ewige Seligkeit. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnet, an seiner Seele aber Schaden leidet, Matth. 16, 26. Kein Glück der Welt, keine Lust der Sinne wiegt die Ruhe, den Frieden der Seele auf.

So soll denn das unser unabänderlicher Vorsatz seyn, dem Beyspiele der h. Märterer gemäß allem zu entsagen, was sich mit Recht und Pflicht, mit der Tugend nicht verträgt. Amen.

Am Schutzfeste des heiligen Josephs.

Wodurch wir uns der Fürbitte des heiligen Josephs bey Gott um unsere und des Vaterlandes Beschützung würdig machen.

Text.

Bewahre mich, mein Gott! ich suche Schutz bey dir, Ps. 15, 1.

Das heutige Fest heißt das Schutzfest des heiligen Josephs. Schon der Nahme dieses Festes deutet darauf hin, daß es uns darum zu thun sey, heute vorzüglich um unsere und unseres Vaterlandes Beschützung zu bethen.

Wir sind viel zu schwach, als daß wir uns gegen alles, was uns schaden kann, alle Mahl selbst beschützen könnten. Wir hängen unserm Leibe und äußern Zustande nach von der Natur ab, gegen deren zerstörende Kräfte selbst die vereinigte Kraft der Menschen oft wenig oder gar nichts ausrichtet. Jeder Mensch gelangt bald zu dem Gefühle seines Unvermögens, mithin auch bald zu dem Gefühle des Bedürfnisses ein fremder Hülfe.

Dieses doppelte Gefühl, das der eigenen Schwäche, und jenes einer fremden Hülfe bedürftig zu seyn, mag zuerst die Menschen veranlaßt haben, hö-

here Wesen als sie, Götter anzuerkennen. Man findet kein Volk, das ohne einen Schutzgott gewesen wäre. Zu dem Begriffe des wahren Gottes konnten sie sich nicht erheben. Die Welt ist viel zu groß, als daß sie glauben konnten, ein unendlicher Geist umfasse das Ganze, schütze und regiere dasselbe. Es gab bey ihnen nur Haus- Stadt- und Landesgötter. Selbst die Juden hielten Anfangs den Jehova nur für ihren Gott. Diese ihre Schutzgötter verehrten sie auf irgend eine Weise, und rechneten auf ihre Hülfe und Beschützung.

Einzelne Weise, welche sich zur Erkennung des wahren Gottes emporgeschwungen hatten, suchten nirgends Schutz und Hülfe, als bey ihm, dem Allmächtigen. Es ist bekannt, in welche traurige Lage der König David versetzt wurde. Sein eigener Sohn stand gegen ihn auf, seine Freunde verließen ihn, von allen Seiten drangen seine Feinde gegen ihn ein. David wand sich in seiner Noth an Gott, klagte ihm seine Leiden, und verlassen von der ganzen Welt sah er vertrauensvoll in Gott seinen Retter und Beschützer. Meine Hülfe kommt von Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, sagt er im 120. Psalm; bewahre mich, mein Gott! ich suche Schutz bey dir: so bethete er deßwegen im 15. Psalme. Wie David, so machen es alle, welche richtig von Gott denken.

Und wenn wir heute um unsere und unsers Vaterlandes Beschützung bethen, so bethen wir auch allein zu Gott um dieselbe. Durch die bessere Gotteserkenntniß, welche Jesus in der Welt verbreitet hat, wissen wir, daß Gott mächtig genug sey, nicht wie ein irdischer Monarch, Untergötter, Minister oder Gehülfen brauche; daß kein Haar von unserm Haupte falle ohne seinem Willen, und kein Sperling vom Dache

ohne sein Vorherwissen; daß, wie der h. Jakobus sagt, alle gute Gabe, sie mag unser zeitliches oder ewiges Wohl betreffen, nur von oben herab, von ihm, dem Vater der Lichter komme; daß er unser Vater sey, und wir kindlich zu ihm rufen dürfen: Vater, lieber Vater!

Aber wie? widerspricht nicht die Kirche, widerspricht nicht eure eigene Andacht meiner Behauptung! Wenn der Römische König Ferdinand III. dem Königreiche Böhmen den h. Joseph als einen Schutzherrn vorstellt; wenn Leopold I. eben dieses in allen seinen Königreichen und Erbländern thut, und alle Churfürsten und Fürsten des Römisch-Deutschen Reiches auffordert, wie er zu thun; wenn man in mehrern katholischen Ländern sagen hört: „der h. Joseph ist unser Landes- und Schutzpatron;" wenn ihr besondere Andachten gegen diesen Heiligen habet, scheinet es dabey nicht, als wenn wir von Gott, sondern von dem heil. Joseph uns und unserm Vaterlande Schutz und Wohlfahrt erbitten wollten?

Nein, wir verlangen das nicht von dem h. Joseph, wir erkennen nur Gott, keinen Heiligen, als unsern und unsers Vaterlandes Beschützer an! Wir bitten nur den h. Joseph, daß auch er, wie wir, für unsere und unsers Vaterlandes Beschützung bey Gott bitten wolle. Unsere Andacht zu ihm ist also nichts anders, als ein Flehen um seine Fürbitte bey Gott.

Dieses vorausgesetzt, frage ich jetzt: Wodurch wir uns der Fürbitte des h. Josephs um unsere und unsers Vaterlandes Beschützung würdig machen? Wir würden uns sehr betriegen, und es würde unserer Einsicht keine Ehre machen, wenn wir dieses durch bloße Gebethe zu werden glaubten, nur durch Pflichterfüllung macht man sich der Wohlthaten jeder Art werth.

Und da die Verehrung der Heiligen hauptsächlich in der Nachfolge ihrer Tugenden bestehet, so sage ich heute:

Wir machen uns der Fürbitte des heil. Josephs bey Gott um Beschützung allein durch Nachahmung seiner schönen Tugenden würdig.

1) Seiner Fürbitte bey Gott um unsere Beschützung machen wir uns würdig, wenn wir, wie er, gute Menschen sind;

2) Seiner Fürbitte bey Gott um die Beschützung unsers Vaterlandes machen wir uns würdig, wenn wir, wie er insbesondere gute Bürger sind.

Bey weiterer Ausführung dieser zwey Sätze werde ich nützliche Wahrheiten berühren; ich bitte deßwegen um eure Aufmerksamkeit.

I.

Um zu beweisen, daß der h. Joseph uns mit den schönsten Tugenden vorgeleuchtet habe, daß er ein guter oder ein Mensch gewesen sey, dessen erstes Streben dahin ging, in allem, und zwar mit der größten Gewissenhaftigkeit, seine Pflicht zuthun, dazu brauche ich nicht mehr, als mich auf den Ausspruch der heil. Schrift zu berufen, die ihn geradezu einen Gerechten nennet. Und wenn auch hier dieses Wort, wo es die Schrift von dem h. Joseph brauchet, nur einen billigdenkenden oder schonenden, kurz einen menschenfreundlichen Mann bezeichnet, der gern auf Rechte und Vor-

theile Verzicht thut, wenn andere durch sie große Nachtheile leiden; so ist es doch auch wahr, daß das Wort gerecht in der h. Schrift gewöhnlich nur solchen Personen beygelegt wird, die von einem unbescholtenen Charakter sind, und ihre Freude in ihrer Pflicht, in der Erfüllung der Gebothe Gottes finden.

Damit ich aber doch nicht allein bey dem Allgemeinen stehen bleibe, so lasset uns auf ihn hinblicken, und sehen, wie er bey verschiedenen Veranlassungen handelte.

Wer erblickt in ihm nicht einen Mann, der mit thätiger Liebe und ungeheuchelter Treue Maria, seiner verlobten Braut, zugethan war? Er verläßt bey dringenden Umständen, sein geliebtes Vaterland, und zieht mit ihr nach Aegypten. Er kehrt von da zurück, und wohnt mit ihr zu Nazareth. Wer erkennt nicht in dem ersten Augenblicke seine Sorgfalt für das Kind Jesu? Nichts ist ihm zu lieb, das er nicht aufopfert, nichts zu beschwerlich, dem er sich nicht unterzieht, wenn es darauf ankommt, das Kind den Klauen des argwöhnischen und grausamen Herodes zu entreissen, und dessen Leben zu retten. Ich und dein Vater haben dich mit Schmerzen gesucht." Wie viel Schönes ließ sich darüber zur Ehre seines Vaterherzens sagen? Wer bewundert nicht seinen Fleiß als Arbeiter und Handwerksmann? Mit dem Schweiße seiner Händearbeit nährt er seine Familie so, daß sie keine Noth zu leiden brauchet. Wer kennt ihn nicht als einen eifrigen Verehrer Gottes? Er verachtet den öffentlichen Gottesdienst nicht, sondern geht nach Jerusalem in den Tempel, um da in den Versammlungen gemeinschaftlich den Gott seiner Väter anzubethen. Wir haben keine vollständige Lebensbeschreibung von ihm, aber schon dieses Wenige, wel-

ches die h. Schrift gelegenheitlich von ihm sagt, bürget uns für die Güte seines Herzens und Unsträflichkeit seines Wandels.

So gerecht — so gut und pflichtliebend war der h. Joseph. Mit solchen Werken der Tugend ging er uns voran! Wo ist unsere christliche Gerechtigkeit — unsere Liebe zur Pflicht, die sich durch Tugendwerke zu erkennen gibt? Unsere Werke sind einige Gebethe, das Aussprechen h. Nahmen, das Mitmachen gewisser Gebräuche, das Einverleiben in Bruderschaften. Ich tadle diese nicht, aber ich tadle es, wenn wir dabey stehen bleiben, und nicht auch die Werke des h. Josephs thun mögen. Oder wo sind unsere Werke? Wo ist unsere eheliche Treue, die Liebe gegen unsere Gatten? Die Laster, welche viele gegen die vor dem Altare versprochene Treue begehen, sind viel zu abscheulich, als daß ich nur ihre Nahmen ohne Verletzung der Ehrbarkeit, und ohne Beleidigung keuscher Ohren hier nennen dürfte. Und wie sehr die wahre Liebe unter Eheleuten erloschen sey, das beweisen die Vorwürfe, welche sie so oft einander machen, und der schreckliche Unfriede, in dem sie leben. Wo ist die Sorgfalt für unsere Kinder? Man stößt auf eine doppelte Classe von Aeltern, die eine thut für ihre Kinder kaum mehr, als daß sie ihnen die nöthige Nahrung reichet; die andere liebt ihre Kinder, aber mit einer Liebe, die ihnen zum Verderben und zum Untergange gereichet. Um nur dem zarten Lieblinge keine unangenehme Empfindung zu machen, so gewährt sie ihm alles aufs erste Verlangen; so hält sie ihn nicht zum Lernen und zur Arbeit an; so macht sie aus ihm einen Weichling, der jedes rauhe Lüftchen scheuet, und nie im Stande seyn wird mit Muth und Unverdrossenheit bey den Geschäften auszuharren, die einst seiner warten.

Wo ist unser Fleiß bey unsern Geschäften? Hätte mancher so viel, daß er sich des Hungers erwehren könnte; fiel bey diesem die Furcht hinweg sein Amt zu verlieren, bey jenem die Besorgniß vor unvermeidlichem Tadel; würde andere nicht irdischer Gewinn, Lob und Ehrgeitz spornen, man sollte mit Verwunderung sehen, welche Trägheit und Schlafsucht das Menschengeschlecht befiel, zeigt ja auch die Erfahrung eine Menge Müßiggänger und Gassentreter. Der Gedanke der Pflicht treibt die wenigsten zur Arbeit an; und das reine Vergnügen, welches mit der Anstrengung der uns von Gott verliehenen Kräfte verbunden ist, gilt den größten Haufen weit weniger, als ein behagliches Nichtsthun, oder ein läppisches Tändeln. Wo ist unsere Ehrfurcht gegen Gott? Wie geringe unsere Frömmigkeit sey, ergibt sich aus dem Leichtsinne, mit welchem wir über religiöse Dinge sprechen; aus der unverzeihlichsten Sorglosigkeit in Betreff einer besseren Belehrung über Gott und unsere Pflichten, und besonders aus der tiefen Verachtung, welche wir auf den öffentlichen Gottesdienst legen. Man sagt, man könne Gott überall verehren; man habe jetzt die besten Gebeth- und Erbauungsbücher; die Andacht im geräuschlosen Zimmer sey die feurigste. Man sagt dieses, verehrt aber Gott nicht überall durch Erfüllung seiner Pflichten, als Gebothe Gottes; man liest kein gut geschriebenes Andachtsbuch! man feyert keine Stunde des Gebeths im Stillen. Man sagt es nur, um seine Nachlässigkeit in Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes, und den gewöhnlichen Kaltsinn, oder gar bübischen Muthwillen während desselben, damit zu entschuldigen.

So sticht unser Betragen gegen das des h. Josephs ab, und dabey rufen wir: „Heiliger Joseph!

bitte für uns.“ Wir leben mit einander in Hader und Zank, und er soll uns den Hausfrieden erbitten. Wir vernachlässigen unsere Kinder, und er soll bitten, daß sie Gott gegen Leibs- und Seelengefahren schütze. Wir sind sorglose Hausväter, und er soll bitten, daß Gott unsere Häuser, unser Vieh und unsere Felder vor Unglücksfällen bewahre. Uns wäre es lieb, wenn wir alles Erwünschliche durch seine Vermittlung erhielten, um selbst desto weniger thun zu müssen. Wir wollen, daß er für uns bitte, aber handeln, wie er, wollen wir nicht.

O, daß wir uns doch nicht selbst täuschen möchten! Bey Gott hat keine Begünstigung Statt, nur das sittliche Verdienst hat bey ihm Anspruch auf Wohlthaten. So ist es auch bey den Heiligen. Nur dadurch sind sie heilig geworden, daß sie in ihrem Leben nichts mehr liebten und suchten, als was wahr, gut und gottgefällig ist. Sollte das jetzt nicht mehr bey ihnen gelten? Jetzt, da sie eine Stufe höher stehen, als während ihres irdischen Lebens, jetzt ist ihre Liebe zum Guten noch größer, jetzt ihr Wille dem göttlichen Willen noch mehr angemessen. Sie wenden also ihre Fürbitte nicht jenen zu, welche kein, als etwa nur das Verdienst haben, große Bether und eifrige Vertheidiger alles Aeußerlichen der Religion zu seyn.

Wollen wir, daß der h. Joseph für uns bitte, und soll unsere Hoffnung auf seine Fürbitte bey Gott um unsere Beschützung nicht gehaltlos seyn, so müssen wir vorerst arbeitsam, keusch, menschenfreundlich, gottesfürchtig, mit einem Worte, gerecht, wie der h. Joseph seyn. Suchet zuerst das Reich Gottes, sagt Jesus, und die ihm wohlgefällige Rechtschaffenheit, Matth. 6, 33. Selig sind die hun=

gert und dürstet nach der Gerechtigkeit, Matth. 5, 6. Und Paulus schreibt: Uebrigens meine Brüder, was wahrhaftig, was wohlanständig, was gerecht, was keusch, was liebenswürdig und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein Lob ist, darauf seyd bedacht, Philipp. 4., 8. Wenn wir, wie der h. Joseph, keine größere Sorge haben, als die Sorge, um unsere sittliche Vervollkommnung, wenn uns das, was recht und gut ist, mehr gilt, als das was uns angenehm ist, und uns wohl thut; wenn wir lieber einen Schaden leiden an unserm Leben, Wohlstande und irdischen Vermögen, als Schaden leiden an unserer Seele, dann sind wir seiner Fürbitte um Schutz würdig. Und wenn wir auch nicht vor allen Unglücksfällen frey bleiben sollen; denn das Unglück geht nicht alle Mahl vor der Thür des Gerechten vorüber — so wird doch unsere Würdigkeit davon befreyt zu seyn, uns in derselben der beste Trost seyn, und uns vor Kleinmuth und Verzweiflung bewahren. Seyd also, wie der heil. Joseph, gute Menschen!

II.

Der h. Joseph war ins besondere auch ein guter Bürger. Nie mehr, als zu seiner Zeit waren seine Mitbürger, die Juden, geneigt, den bürgerlichen Gesetzen den Gehorsam zu versagen, und ihrer Landesobrigkeit die Abgaben zu verweigern. Ist es erlaubt, fragten sie Jesum, dem Kaiser Zins zu geben? den jährlichen Tribut an dem Tempel wollten sie sich gefallen lassen, aber nicht jenen an den Kaiser. Jedem Betrieger, der ihnen Befreyung von der Herrschaft der Römer versprach, ga-

ben sie Gehör, und ein Theil ihrer Erbitterung gegen Jesum rührte ohne Zweifel daher, weil sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, in der Hoffnung durch ihn von den Römern unabhängig zu werden. Mit dem zum Aufruhre geneigten Haufen, machte der h. Joseph keine gemeine Sache, er ehrte seine vorgesetzte Obrigkeit, und leistete ihren Befehlen pünctlichen Gehorsam. Einen Beweis davon gibt uns wieder die h. Schrift selbst. Der Kaiser Augustus verlangte die Zahl, das Vermögen, und den Nahrungsstand aller Einwohner von Palestina zu wissen. Dem kaiserlichen Befehle zu Folge mußte jeder Jude an sein Stammort reisen, Joseph, als ein Sprößling der Familie Davids, nach Bethlehem. Wie viele Einwendungen hätte er unter seinen Umständen dagegen machen können? „Der „Weg nach Bethlehem ist weit; Maria mein Ehe„weib ist ihrer Entbindung nahe; ich kann sie nicht „mitnehmen, auch nicht allein zurücklassen," so hätte er sprechen, und sich befugt halten können, zu Hause zu bleiben; allein er gehorchte ohne Widerrede.

Sind wir auch so gute Bürger, wie der h. Joseph war? Wo ist unser Gehorsam gegen die landesherrlichen Verordnungen? Die Gesetze eines Landes bezielen die Sicherheit des Eigenthums jedes Einzelnen, die Vertheidigung gegen innere und äußere feindliche Angriffe — die Ruhe, Ordnung und den Wohlstand des Ganzen. Wird der Zweck der Gesetze erreicht, so kann der Landmann ruhig sein Feld bestellen, und ungestört den Segen seiner Arbeit einernten; so kann der Handwerksmann Geräthschaften verfertigen, und an den Mann bringen, so kann der Kaufmann Waren einkaufen, und mit Gewinn absetzen; so kann der Künstler sich auf seine Kunst, und der Gelehrte

sich auf seine Wissenschaft verlegen; so kann jeder an seinem irdischen Wohle arbeiten, und bey Ruhe, Ordnung und Wohlstand allein kann auch die sittliche Veredlung des Menschen gedeihen. Der Zweck der Gesetze kann ohne ihre Befolgung nicht erreicht werden, jeder Unterthan ist also denselben, und zwar nach der Lehre des Apostels aus Gewissenspflicht, Gehorsam schuldig, Röm. 13, 5. Wo ist unsere Hochachtung und Liebe gegen unsern Landesherrn, und die obrigkeitlichen Personen? Ein Staat kann ohne Gesetze nicht bestehen, aber auch nicht ohne einen Vorsteher, der mit Ansehen und Gewalt ausgerüstet ist, und über die Beobachtung der Gesetze wacht, und die Uebertreter derselben mit Strafen belegt. Verdankt ein Volk seinen Wohlstand weisen Gesetzen, so verdankt es denselben zugleich seinem Regenten und dessen Gehülfen, welcher mit ihnen über gehörige Befolgung besorgt ist. Deßwegen verdienet der Landesherr mit den obrigkeitlichen Personen auch die Hochachtung und Liebe der Unterthanen. Ehret alle, liebet die Brüder, fürchtet Gott und ehret den König, schreibt Petrus, 1. Brief 2, 17. Wo ist unser Wohlwollen gegen jeden andern Bürger des Vaterlandes? Oft muß der Einzelne wegen des Ganzen etwas thun oder leiden, wegen des gemeinen Nutzens muß der Eigennutz hintanstehen. Es ist ein Bürger wie der andere, keiner hat das Recht allein Dienste zu fordern, keiner ist da, bloß um andern zu dienen. Jeder muß also auch dem andern den Vortheil, den er vom Staate hat, gönnen, und nicht verlangen, daß nur er auf Unkosten anderer seinen Gewinn mache, oder seine Bequemlichkeit habe. Niemand suche allein seinen, sondern auch den Nutzen anderer Menschen, schreibt Paulus 1 Kor. 10, 24. Wo ist nun unser Gehorsam

gegen obrigkeitliche Befehle, wo unsere Hochachtung gegen die Obrigkeit, wo unsere Liebe gegen jeden Bürger? Es ist kaum zu sagen, mit welchem Leichtsinne, und oft wie vorsätzlich man sich über obrigkeitliche Befehle hinwegsetzt, wenn es ungestraft geschehen kann; und das Tadeln, Herabsetzen und Meistern der Gesetze und Obrigkeiten nimmt gar kein Ende. Was kann man oft in Wirthshäusern hören, besonders wenn einmahl die Köpfe vom Weine etwas erhitzt sind? Vom Mangel der Bürgerliebe will ich nicht einmahl etwas sagen.

Freylich ist, der Prediger Salomons sagt es schon, nichts Vollkommenes unter der Sonne. Allem Irdischen kleben Flecken an, mithin auch jeder Landesverfassung und allen obrigkeitlichen Personen: allein darf man denn gleich das herabsetzen, tadeln und verachten, was nicht ganz vollkommen ist? Oft scheint dem Unterthanen ein Gesetz hart, sogar ungerecht zu seyn: aber der Schein hat nicht allezeit Wirklichkeit. Es kommt z. B. allen Aeltern hart an, außer der Kriegssteuer auch noch ihre Söhne zum Soldatenstande hergeben zu müssen; und doch wie billig ist das Gesetz, welches dieses fordert? Oft wird der beabsichtigte Nutzen herrschaftlicher Verordnungen und Anstalten nicht erreicht: allein das beweist nicht mehr, als daß auch Könige und Fürsten nicht allmächtig seyen. Oft leiden Einzelne: allein das sind Opfer, welche jeder Bürger dem Wohle des Vaterlandes zu bringen bereit seyn muß. Vernünftige und gute Unterthanen werden also nicht vorsätzlich gegen die Landesgesetze sündigen, noch viel weniger über ihre Obrigkeiten schimpfen und lärmen, besonders da Fluchen und Schelten alle Mahl nichts anders, als Beweise des Unverstandes und der Rohheit sind.

Wandelt euch etwa in einer bösen Stunde eine Unzufriedenheit mit euern bürgerlichen Gesetzen und vorgesetzten Personen an, so denkt euch in die Zeiten des Faustrechts hinein; in jene Zeiten, wo das Mein und Dein wenig geachtet war; wo Stärke für Recht galt; wo der Mächtige den Schwächern unterdrückte, und ihn ohne Barmherzigkeit das Seinige hinwegnahm, in jene jämmerlichen Zeiten denkt euch hinein, und ihr werdet Ursache haben, mit den Gesetzen und Obrigkeiten euers Landes zufrieden zu seyn.

Erfüllet eure Bürgerpflichten, alsdann wird der h. Joseph seine Fürbitte mit euerm Gebethe zu Gott um gnädige und wohlthätige Beschützung des Vaterlandes vereinigen. Er wird bey Gott um die Wohlfahrt unsers Vaterlandes bitten, weil wir als gute Bürger seiner Fürbitte werth sind.

So wollen wir also, dem Beyspiele des h. Josephs gemäß, gute Menschen, und ins besondere gute Unterthanen seyn! Vor dem Altare wollen wir heute, als ein Gott wohlgefälliges Opfer, das Versprechen niederlegen: immerdar nach den Gesetzen unsers Gewissens und unsere Obrigkeit zu leben, in der Ueberzeugung, daß wir nur dadurch des Schutzes Gottes werth werden, und in der Hoffnung, einen allmächtigen Beschützer an ihm zu haben! Amen.

Am sechsten Sonntage in der Fasten.

Viele Christen kennen auch jetzt, wie ehemahls die Juden, Gott noch nicht recht.

Text.

Und dieses werden sie euch thun, weil sie weder meinen Vater noch mich kennen. Joh. 16, 3.

Der Heiland hatte es den Juden schon einmahl gesagt, daß sie Gott nicht kennten. Als sie ihm einst lästerten, so vertheidigte er seine Ehre, und berief sich darauf, daß ihn sein Vater selbst ehre, vermittelst der Wunder, die er wirket, er sagte: Mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sey, und doch kennet ihr ihn nicht, Joh. 8. 54. 55. Das nähmliche thut er im heutigen Evangelium. Nachdem er seinen Jüngern gesagt hatte, was ihnen bevorstehe, daß nähmlich die Juden sie noch von ihren Synagogen, das ist von ihren gottesdienstlichen Versammlungen, und zugleich vor ihrem Umgange ausschließen, und gar tödten würden; so setzt er die Ursache davon hinzu. Dieses, sagt er, werden sie euch thun, weil sie weder meinen Vater, noch mich kennen. Der Heiland spricht also gerade zu den Juden die richtige Kenntniß Gottes, seines himmlischen Vaters ab.

Eines ärgern, als der Gottlosigkeit, hätte der Heiland die Juden nicht beschuldigen können. Der Vorwurf, daß man Gott nicht kenne, ist empörend, er empörte auch die Juden. Nicht bloß, weil er sagte: „Ehe Abraham war, bin ich," auch dieses gemachten Vorwurfes wegen, hohlten sie Steine, um sie nach ihm zu werfen, Joh. 8, 59. Und doch war es nicht anders, die Juden machten sich nicht jene Vorstellungen von Gott, welche man sich von ihm machen soll; sie kannten Gott nicht. Aber auch viele Christen — ja errothet nur! — viele Christen stellen sich Gott irrig vor, auch viele Christen kennen Gott nicht. Ich will mich bemühen, durch diese Predigt euch von dieser empfindlichen Wahrheit zu überzeugen. Vielleicht bringe ich manche von ihrem Irrthume zurück, uud trage etwas zur Verbreitung richtiger Gotteserkenntniß bey. Ich rede über den Satz:

Viele Christen kennen auch jetzt, wie ehemahls die Juden, Gott noch nicht recht.

1) Zeige ich, daß die Juden Gott nicht recht kannten.

2) Zeige ich, daß auch viele Christen jetzt Gott noch nicht recht kennen.

Der Gegenstand, den ich behandle, ist sehr wichtig, seyd deßwegen aufmerksam.

I.

Auf nichts waren die Juden so stolz, als auf die Kenntniß des wahren Gottes, sie glaubten deßwegen sein Lieblingsvolk zu seyn; nichts bestraften sie här-

härter, als eine Gotteslästerung, und doch kannten sie Gott nicht, wie man ihn kennen soll. Darin hatten sie zwar Recht, daß sie an einen, und nur an einen Gott glaubten, Ab- und Vielgötterer waren sie nicht, aber darin hatten sie Unrecht, daß sie glaubten man diene diesem Gott eigentlich nur durch Opfer und Ceremonien.

Was wäre das für ein Gott, m. L.! der nur Wohlgefallen hätte am Blute der Opferthiere, und am Dampfe, welcher von denselben aufsteigt? Moses schrieb diese Opfer aus guten Absichten vor. Eine seiner Absichten war, es dem Judenvolke recht anschaulich zu machen, daß Gott der König der Könige, der Herr aller Herren, besonders der Herr über Leben und Tod sey, und man also ganz von ihm abhange. Anstatt aber, daß das Volk durch diese Opfer nur daran erinnert werden sollte, daß Gott das höchste Wesen sey, dem man mit reinem Herzen und unsträflichem Wandel dienen müsse, hielt es die Opfer und die dabey üblichen Gebräuche schon für den Gottesdienst selbst. Deßwegen baute es einen so prächtigen Tempel, deßwegen hatte es eine ungeheure Zahl Priester, deßwegen war es so pünctlich im Ceremoniendienste. Ich thue den Juden nicht unrecht. Daß sie wirklich die Opfer für Gottesdienst gelten ließen, und den sittlichen guten Lebenswandel vernachläßigten, dieses haben ihnen ihre eigenen erleuchteten Männer vorgeworfen. Im 49. Psalm kann man es deutlich lesen, wie ihnen Assaph im Nahmen Gottes sagt, daß er ihre Opfer nicht wolle, die ganze Welt wäre ohnehin sein, er esse kein Fleisch der Stiere, trinke kein Blut der Böcke; von ihnen wolle er gar keine solche Opfer, weil sie nicht thäten, was er ihnen schon durch das Gewissen zu thun befehle; wenn sie einen Dieb sähen, so machten sie mit ihm

gemeine Sache, und hätten Umgang mit ehebrecherischen Menschen, u. s. w. Ihre Propheten, ihre eigentlichen Tugendlehrer konnten sich auch nicht genug abschreyen, um ihren Opferwahn ihnen zu benehmen, und dafür Barmherzigkeit, Vaterlandsliebe u. s. w. einzuflößen. Gefängniß und Tod war oft der Lohn ihrer Bemühungen. Die Pharisäer setzten sogar die Opfer über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern hinauf. Wenn du das, sagten sie, womit du deine Aeltern zu unterhalten gebunden bist, an den Tempel, in den Opferkasten vermachest; wenn du sagest: „es sey Gott geheiligt, so bist du von deiner Verbindlichkeit gegen deine Aeltern befreyet, Matth. 15. 5.

Auch darin irrten die Juden, daß sie glaubten, man könne Gott vorzüglich nur im Tempel zu Jerusalem verehren. Lange, und mit erbittertem Gemüthe, stritten sie mit den Samaritanen über die Frage: wo man Gott anbethen müsse? Auf diesem Berge, auf Garizim sagten die Samaritanen, haben unsere Väter angebethet, da muß also Gott angebethet werden. Nein! sagten die Juden dagegen: Jerusalem ist der Ort, wo man anbethen muß, Joh. 4. 20.

Auch meinten die Juden, man könne Gott wieder durch Opfer versöhnen. Es waren ihnen Sühnopfer in der Absicht vorgeschrieben, um sie an ihre Sündhaftigkeit, mithin an die Nothwendigkeit ihrer sittlichen Besserung zu erinnern; aber an ihre Besserung dachten sie nicht. Ihr Herz blieb so böse, als es war: sie brachten ihre Sühnopfer, und glaubten damit ihre Sünden getilgt, und Gott mit sich versöhnt zu haben.

Ueber dieses verfolgten die Juden alle jene, welche nicht, wie sie, in Glaubenssachen dachten und lehrten. Wie sehr verfolgten sie Jesum, weil er anders,

obgleich hundert Mahl besser lehrte, als alle ihre Ober- und Unterpriester? Nicht einmahl mit seinem Blute ward ihr Religionshaß besänftiget. Nach seinem Tode am Kreuze fiel ihre Wuth auf die Apostel. Der Heiland sagte es seinen Jüngern vorher. Sie werden euch aus ihren Synagogen ausstoßen; es kommt die Stunde, wo sie euch gar tödten. Diese Stunden kam: und warum? Weil sie glaubten, sie erweisen dadurch Gott einen Dienst; der Eifer für die Ehre Gottes fordere es so.

Ich frage nun noch ein Mahl: Was ist das für ein Gott, den man nur durch Opfer, und das gar auf Kosten der Pflichten, die jedem das Gewissen auflegt, zu verehren glaubt? Was ist das für ein Gott, den man nur gerade da oder dort anbethen kann? Was ist das für ein Gott, der sich, ohne Besserung des Herzens und Wandels, mit Opfergaben versöhnen läßt? Was ist das für ein Gott, den man durch Menschenhaß und Menschenverfolgung zu dienen glaubt? So ein Gott ist kein heiliges, kein gerechtes Wesen und kein gütiger Vater aller Menschen. Und so ein Gott war der Juden Gott. Die Juden waren also blind, und der Heiland konnte ihnen mit allem Rechte sagen: ihr kennet Gott nicht.

Aber auch viele Christen kennen Gott nicht.

II.

Nichts ist gewisser, als daß der Heiland eine bessere Gotteserkenntniß, als jene der Juden war, in der Welt zu verbreiten suchte. Erstlich lehrte er, daß Gott nicht durch Opfer, sondern nur durch die Erfüllung der Gewissenspflichten verehret werde. Ich will Barmherzigkeit und keine Opfer, sagt er, Matth. 9,

13. Er nennt da eine Pflicht statt aller. Er sagte, daß dieser Gott, als ein geistiges Wesen, nicht nur da und dort, sondern überall verehrt werden könne, und zwar nur im Geiste und in der Wahrheit, das heißt, nur durch Streben nach einem reinen Herzen, und tadellosen Wandel. Er lehrte, daß Gott, wenn man gesündiget habe, durch nichts zu versöhnen sey, als nur durch Buße, das ist durch Herzens- und Lebensbesserung; deßwegen rief er ja, deßwegen riefen alle seine Apostel alle Mahl zuerst: thuet Buße, ändert eure verkehrte Denkart, ändert euer bisher geführtes Leben. Er lehrte, daß Gott ein Vater aller Menschen sey, über alle seine Sonne aufgehen, und auf aller Aecker regnen lasse, daß er also unmöglich Freude daran haben könne, wenn man Andere ihres Glaubens wegen anfeinde und verfolge; deßwegen ging er auch mit allen ohne Unterschied, mit Samaritanen und Heiden, wie mit Juden um, und sagte sogar, viele Heiden würden einst mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen, die Kinder des Reiches aber würden dagegen hinausgestoßen werden, hinaus in die äußerste Finsterniß. So lehrte Jesus von Gott, und doch kennen viele Christen Gott nicht.

Wie die Juden, so halten viele Christen besonders nur auf den äußerlichen Gottesdienst. In die Kirche gehen, darin mit andern bethen und singen, darin die Ceremonien mit ansehen, und das alles nach der einmahl hergebrachten Weise, ein Jahr wie das andere: das ist nach ihrer Meinung eigentlicher, und zwar unabänderlicher Gottesdienst. Deßwegen murren sie, wenn eine Ceremonie, welche nicht mehr zweckmäßig ist, abgeändert oder ganz abgeschafft wird; deßwegen wollen sie kein neues Lied, noch weniger ein neues Gesangbuch annehmen, mit Mund und Händen

wehren sie sich dagegen: es soll alles bey dem Alten bleiben. Uebrigens nehmen sie es mit dem, was außer der Kirche vorgeht, so genau nicht. Seine Berufsgeschäfte nachlässig oder gar nicht betreiben; die Kinder selten oder gar nicht in die Schule schicken; im Hause alle Wochen ein Paar Mahl Hader und Zank anfangen; da einen Gulden verspielen, dort einen vertrinken; mit unzüchtigen Worten die Unschuld ärgern, und zu schändlichen Handlungen verführen; im Handel und Wandel andere betriegen: das, meinen sie, habe eben so viel nicht auf sich. Mag man es ihnen auch noch so oft sagen: Verrichte deine Arbeiten recht; erziehe deine Kinder gut; lebe mäßig und keusch; beleidige niemanden, nehme dich, wie es der Apostel haben will, der Armen, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal an, und bewahre dich unbefleckt von den Lastern dieser Welt: das thue, und zwar alles mit einer guten Meinung, aus Liebe zum Guten, aus Gehorsam gegen Gott, das ist wahrer, ist eigentlicher Gottesdienst, — sie kehren sich nicht daran: und warum? Weil ihnen das Ueberwindung und Mühe kostet, das Kirchengehen aber ihnen eine ganz leichte Sache ist. O, m. L.! wer nichts auf den äußerlichen Gottesdienst hält, oder ihn vernachlässiget, der weiß entweder nicht, welches herrliche Mittel er sey, wodurch das Andenken an Gott unter den Menschen erhalten, und das Herz für die Tugend, ins besondere für die Menschenliebe erwärmt wird, oder ist wirklich ein böser und gottloser Mensch, dem an Gott und Tugend wenig liegt. Allein wer seine ganze Frömmigkeit in das Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes setzt, und es nicht leiden kann, daß etwas daran geändert werde, wenn es auch alle Vernünftigen wünschen und für nothwendig halten, der kennet Gott

nicht; denn Gott will ja, daß wir nicht immer bey dem Alten stehen bleiben, sondern in der Erkenntniß Jesu Christi wachsen, 2. Petr. 3, 18., also was besser ist, erkennen lernen und annehmen; er will ja, daß wir auch außer der Kirche, durch Rechtthun und Wohlverhalten ihm dienen sollen.

Wie die Juden, welche glaubten, daß zu Jerusalem im Tempel, so glauben manche Christen, daß in dieser oder jener Kirche, Gott am besten verehrt, und man am ehesten von ihm erhöret werden könne. Deßwegen gehen sie bald da, bald dorthin, oft viele Stunden weit wallfahrten, wenn ihnen auch im Wohnorte der Gottesdienst noch so ordentlich gehalten wird; wenn sie auch dabey zu Hause das Hauswesen und ihre Kinder vernachlässigen; wenn sie auch dabey manchen Groschen ausgeben, den sie in der Haushaltung besser anwenden könnten. O, wer so denkt und handelt, der kennet Gott nicht! Gott ist ja überall, an keinem Orte mehr, an keinem minder; er sieht ja nicht darauf, wo wir bethen, sondern wie wir bethen. Dort ist unser Gebeth am besten, wo wir so bethen, daß wir durch es in guten Vorsätzen und in unserer Pflicht gestärkt werden.

Wie die Juden durch ihre Opfer, so wollen manche Christen durch bloßes Beichten ihre Sünden wieder gut machen, und Gott mit sich versöhnen; denn sie beichten, aber sie bessern sich nicht. Worüber sie sich in ihren vorigen Beichten anklagten, darüber klagen sie sich jetzt wieder an. Immer begehen sie nach der Beicht die nähmlichen Sünden wieder, welche sie vorher begangen haben. Vor Gott gilt nur ein reumüthiges Herz, Ps. 50, welches das verübte Böse, so viel als möglich ist, wieder gut machet, und jetzt nicht

mehr thuet. Wer ohne ein neues Leben, ohne Besserung Nachahmung seiner Sünden hofft, der kennt Gott nicht.

Wie die Juden, so meinen viele Christen man thue Gott einen Dienst, wenn man jene anfeinde und verfolge, welche anders glauben. Die Kirchengeschichte liefert hierüber schreckliche Beyspiele. Im Ganzen ist es nun in diesem Stücke besser mit uns geworden, aber es fehlet doch auch jetzt noch nicht an solchen, welche einen heimlichen Haß gegen jene im Herzen unterhalten, die nicht ihres Glaubens sind. Man sieht es oft, wie sie die Juden verächtlich behandeln, und sich wenig aus andern Religionsgenossen machen. Man darf nicht gleichgültig gegen seine Religion seyn, welche man für wahr hält, das wäre eine sündliche Gleichgültigkeit. Aber wer andere ihrer Religion wegen verachtet, verfolgt, der kennet Gott nicht. Belehrung ist das einzige Mittel, durch das wir auf andere in Hinsicht der Religion wirken dürfen, und nur dieses gilt vor Gott.

Denket über das nach, was ich euch heute gesagt habe, ich habe es euch mit einem wohlmeinenden Herzen gesagt. Ich habe keine andere Absicht dabey gehabt, als diese: die richtige Erkenntniß Gottes bey euch zu befördern. Amen.

Am heiligen Pfingstfeste.

Wie ehemahls den Aposteln, so ist auch uns der Beystand Gottes, des h. Geistes vonnöthen.

Text.

Der Tröster aber, der h. Geist, den der Vater in meinem Nahmen senden wird, dieser wird euch alles lehren, und euch alles beybringen, was ich euch immer gesagt habe. Joh. 14, 26.

Die h. Schrift erzählt uns zwey Stücke, über die wir am heutigen Festtage schicklich mit einander reden können. Erstlich erzählt sie uns, daß Jesus kurz vor seinem Tode seinen Aposteln mehrmahl den h. Geist versprochen habe. Zweytens erzählt sie uns, daß die Apostel wirklich am 50sten Tage nach der Auferstehung Jesu den verheissenen h. Geist empfangen haben.

Daß Jesus seinen Aposteln mehrmahl den h. Geist zu senden versprochen habe, können wir bey Joh. 14. und 16. Kap. lesen. Da sagte er: Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Lehrer geben, daß er immer bey euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, Joh. 14, 16. 17. Ferner, der Tröster aber, der h. Geist, den der Vater in meinem Nahmen senden wird, dieser wird euch alles lehren, und euch alles beybringen, was ich euch immer gesagt habe, Joh. 14, 26.

Und, ich sage euch die Wahrheit, es ich euch nützlich, daß ich hingehe, denn wenn ich nicht hingehen werde, wird der Tröster nicht zu euch kommen, wenn ich aber hingehen werde, will ich ihn euch senden, Joh. 16, 7. Endlich: Wann aber jener Geist der Wahrheit kommt, wird er euch alle Wahrheit lehren.

Daß die Apostel wirklich den h. Geist empfangen haben, können wir in der Apostelgesch. 2, 4. lesen. Da heißt es: Und sie wurden alle mit dem h. Geiste erfüllet, und fingen an in andern Sprachen zu reden, wie ihnen der h. Geist zu reden eingab.

Wenn wir aber bey den Worten: „Jesus hat seinen Aposteln den h. Geist versprochen," und „die Apostel haben den h. Geist empfangen," etwas denken wollen, so müssen wir wissen; was unter dem Worte „h. Geist" zu verstehen sey.

Unter dem Worte „h. Geist," ist erstlich Gott selbst zu verstehen: nur Gott ist ein h. Geist. Gott aber, den h. Geist, kann Jesus seinen Aposteln nicht versprochen, und Gott, den h. Geist selbst, können die Apostel auch nicht empfangen haben. Das ist für sich klar. Unter dem Worte: „h. Geist" sind also zweytens nur gewisse Wirkungen zu verstehen, welche Gott der h. Geist in den Aposteln hervorbrachte; insbesondere die Einwirkung Gottes auf ihren Verstand und auf ihr Herz.

Dieses vorausgesetzt, sage ich jetzt:

Wie ehemahls den Aposteln, so ist auch uns der Beystand Gottes des h. Geistes vonnöthen.

1) Zeige ich, daß die Einwirkung Gottes, des h. Geistes, auf den Verstand und das Herz der Apostel für sie nöthig war;
2) Zeige ich, daß die Wirkung Gottes des h. Geistes, auf unsern Verstand und unser Herz, auch für uns nöthig sey.

Seyd aufmerksam.

I.

Mehrere Jahre lang hatte zwar Jesus seine Jünger um sich, und keine Gelegenheit, wo er ihnen nützliche Lehren ertheilen konnte, ließ er unbenutzt vorüber. Allein wie wenig begriffen sie die wahre Absicht seiner Sendung? Wie sogar nicht drangen sie in den Sinn seiner Lehre ein? Wenn er von einem Reiche redete, das er auf Erden gründen wolle, so ließ sie das Vorurtheil, welches sie aus dem Judenthume mit herüberbrachten, an kein sittliches an kein Tugendreich denken. Wir hofften, er würde Israel erlösen, sagten die zwey nach Emaus reisenden Jünger. Das war ihre Hoffnung, deren Erfüllung sie in Jesu entgegen sahen. Sie dachten, er würde die Juden von der ihnen so gehässigen Oberherrschaft der Römer befreyen; würde sie wieder zu einem mächtigen Volke machen, würde ihr irdischer König seyn, und sich ein Volk der Erde nach dem andern unterwerfen. Deßwegen wollten die Söhne Zebedäi in seinem Reiche, als Minister, obenan sitzen, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Deßwegen stritten die Apostel mit einander um den Vorrang. Deßwegen war ihnen alles unverständlich, was er von seinem Leiden und Tode sagte. Wenn sie auch sahen, daß

er sich damit und nur damit beschäftige, zu lehren und die Sünder zu bessern; daß er Anstalten treffe, wodurch die Erkenntniß der Wahrheit, und die Liebe zum Guten unter den Menschen in der ganzen Welt verbreitet werden sollte; wenn er es auch gerade heraus sagte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ und: „die Könige der Erde herschen, bey euch soll es nicht so seyn,“ so machten sie daraus doch nicht den Schluß auf ein übersinnliches Reich. Von einem solchen unsichtbaren Reiche, zu dem alle jene gehören, welche das Wahre erkennen, das Gute lieben und thun; welche es sich zum unabänderlichen Vorsatze gemacht haben, nur auf die Stimme ihres Gewissens zu hören, und nach ihrer Forderung zu leben, unbekümmert um das, was in der sichtbaren Welt daraus entstehet; von diesem unsichtbaren Reiche, dem das Reich Gottes, zu dem alle Menschen kommen sollen, zu dem Jesus die Menschen zu führen suchte, dadurch, daß er ihr Gewissen durch seine Lehren und Ermahnungen aufregte; zu dem er durch seine Apostel alle ohne Unterschied wollte einladen lassen, davon hatten sie keinen Begriff, das ging über ihre Fassungskraft. — Sie hingen noch an Ceremonien — und Opferdienste der Juden. Sie konnten es noch nicht begreifen, daß Gott eigentlich und wahrhaft nur dadurch verehret werde, wenn man immerhin thue, was unser Gewissen von uns zu thun fordert, und aller öffentliche Gottesdienst in Kirchen nur in so fern einen Werth habe, als er zur Beförderung eines sittlichen Lebens beytrage. Deßwegen faßten sie den vollen Sinn solcher Aussprüche: „Ich will Barmherzigkeit und keine Opfer;“ „Gott ist ein Geist, und die ihn anbethen, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen,“ nicht. Jesus wußte dieses wohl, darum sagte er

selbst: Ich habe euch noch vieles zu sagen; aber ihr könnet es jetzt noch nicht ertragen, Joh. 16, 12. Kurz, es war in den Köpfen der Apostel noch nicht hell.

Auch das Herz der Apostel war noch nicht so ganz für das Gute erwärmt. Sie liebten das Gute noch nicht, um seiner selbst willen. Sieh, Herr! wir haben alles verlassen, was wird uns dafür? fragten sie einst Jesum. Weil sie das Gute noch nicht, um seiner selbst willen, liebten, fragten sie noch: was wird uns dafür? Deßwegen stritten sie noch mit einander um den Vorrang; deßwegen hatten sie noch nicht Muth genug der guten Sache wegen ein Opfer zu machen; deßwegen hatten sie noch Menschenfurcht, und flohen als man ihren Herrn und Lehrmeister gefänglich einzog. Petrus, welcher Jesu hoch und theuer versprochen hatte, in den Kerker und in den Tod mit ihm zu gehen, verläugnet ihn drey Mahl nach einander auf die Anfrage einer Magd, und bekräftiget seine Verläugnung mit einem Schwure.

So war der Verstand, so war das Herz der Apostel beschaffen. Und diese Männer sollten in die ganze Welt gehen, und das Evangelium, die Wahrheit predigen! Sollten die Menschen eine uneigennützige Tugend lehren! Sollten dabey unbekümmert seyn wegen des Widerspruches, den sie allenthalben erfahren; unbekümmert wegen der Verfolgungen, die sie allenthalben leiden; unbekümmert wegen des Todes, dem sie nicht entgehen würden! Sollten weiter nichts wünschen, nichts wollen, nichts suchen, als daß durch ihre Bemühungen das unsichtbare Reich Gottes herbeykomme, das ist, daß der verständigen und guten Menschen recht viele in der Welt würden! Nun saget selbst, hatten die Apostel die dazu erforderlichen Eigen=

schaften? Was würden sie in der Welt haben leisten können, und was geleistet haben, wenn nicht Gott der h. Geist ihren Verstand erleuchtet, wenn er nicht ihr Herz fürs Gute erwärmt hätte? Die Geschichte sagt es, daß sie auf ein Mahl ganz andere Menschen waren. Auf ein Mahl drangen sie in den echten Sinn der Lehre Jesu ein, auf ein Mahl traten sie hervor; vor dem Volke, vor dem hohen Rathe, vor Königen, überall sprachen sie der Wahrheit das Wort, unbesorgt, was ihr Schicksal seyn wird. Man erstaunt, und glaubt, es übersteige alle menschliche Kräfte, wenn man lieset, was sie gethan, bewirkt, ausgestanden, gelitten haben. Ja, saget selbst, war den Aposteln der h. Geist nicht nothwendig? Würden sie ohne ihn, ohne die Wirkungen Gottes in ihnen, gewesen seyn, was sie seyn sollten? gethan haben, was sie thun sollten? Der Beystand des h. Geistes war also den Aposteln nothwendig.

Aber auch uns ist der Beystand Gottes, des h. Geistes nothwendig.

II.

Wir haben zwar den hohen Beruf nicht, welchen die Apostel hatten. Und wenn auch jeder die Pflicht auf sich hat, die Menschen um sich her, so viel er kann, zu belehren und zu bessern; so ist das doch nicht so schwer, fordert nicht so viele Kräfte, ist nicht mit so vielen Hindernissen verbunden, kostet nicht so viele Aufopferungen, als wie es bey dem Amte der Apostel war. Allein wir alle sollen doch zu der Kenntniß der Wahrheit kommen, welche Jesus gelehrt hat, und welche die Apostel in der Welt zu verbreiten suchten; wir alle sollen nichts höher schätzen, nichts mehr

lieben, nichts ernstlicher suchen, als christliche Rechtschaffenheit und Tugend; kurz unser aller Verstand soll erleuchtet, unser aller Herz soll gebessert werden. Und ach! wie blind ist unser Verstand, wie verdorben unser Herz!

Unser Verstand ist mit Aberglauben, mit Irrthümern und Vorurtheilen jeder Art angefüllet. Wir halten für gut, was böse ist, böse, was gut ist; wir sehen das für die Hauptsache an, was Nebensache ist, und die Nebensache für die Hauptsache; wir irren da gerade am meisten in dem, worin ein Irrthum am gefährlichsten ist. Und was noch das Schlimmste ist: wir haben nicht die geringste Lust zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen; unser Geist ist nicht nur dumm, sondern er ist auch träge. Mit dem, was wir in der Jugend gelernt haben und haben lernen müssen, begnügen wir uns; wenn es auch noch so wenig, noch so mangelhaft, noch so unvollkommen ist. Darauf sinnt und denkt zwar jeder, wie er es in seiner Kunst, seinem Gewerbe weiter bringen, wie er sich da einen zeitlichen Vortheil, dort einen irdischen Gewinn machen will. Die Kinder der Welt sind klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichts, sagt der Heiland, Luk. 16, 8. Daran läßt es keiner fehlen darauf zu denken, wie er sein zeitliches Glück machen wolle, aber wenige denken darauf, es in der Kenntniß ihres Heils, in der Kenntniß ihrer Pflichten und Religion weiter zu bringen. Wenn uns diese Sache auch noch so leicht gemacht wird, wenn in der Schule gelehrt, in der Kirche gepredigt und Unterricht ertheilt wird, wir wollen doch nicht mehr lernen. Wir mögen nicht einmahl auf eine Predigt recht Acht geben, außer der Kirche ihren Inhalt überdenken, und auf uns anwenden: wir schwätzen, schlafen und haben unsere Ge-

danken, während derselben anderswo. Wir mögen nicht einmahl die christliche Lehre an den Sonntagen Nachmittags besuchen: „sie ist für die Kinder,“ sagen wir. Ein gutes Religionsbuch kaufen, und zu Hause darin lesen, das mögen wir gar nicht. Ja, es ist uns gar nicht lieb, wenn uns einer unsern Irrthum zeigt, und die Wahrheit sagt. Es verdrießt uns, wenn unser Aberglaube, unsere Vorurtheile etwa in einer Predigt gerügt werden; und der Prediger, welcher dieses oder jenes als falsch, unschicklich oder schädlich überwirft, muß sich wohl in Acht nehmen, wenn er sich nicht den nachtheiligen Ruf: „Er ist halt auch so ein Neuling,“ zuziehen will. Wie manche Thiere sich am liebsten im Dunkeln aufhalten, so ist es manchen Menschen nur da wohl, wo kein Strahl der Vernunft hindringet, in den Finsternissen des Aberglaubens und der Dummheit. Ich will nicht bitter werden, aber die Wahrheit darf ich nicht verschweigen. So sieht es mit unserm Verstande aus. Wir wissen nichts, wollen nichts wissen; es ist uns nicht lieb, die Wahrheit zu hören.

So sieht es auch mit unserm Herzen aus. Unser Herz hängt nur an dem Irdischen. Was wir lieben, ist Geld und Gut, sind Aecker, Wiesen, Weinberge; was wir suchen, ist auch Geld und Gut, Aecker, Wiesen, Weinberge. Die Erdengüter sind unser Schatz, und wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz: Jesus selbst hat dieß gesagt. Matth. 6, 21. Wir biethen alle Kräfte auf um diese Güter zu erlangen; wegen ihrer gehen und laufen, arbeiten und schwitzen wir; wegen ihner thun wir sogar, was an und für sich schon böse ist, wir lügen und betriegen, wir schwören falsch, wir begehen die größten Ungerechtigkeiten; wegen ihres Verlustes seufzen, klagen und

weinen wir. Um der Reinigkeit unsers Herzens hingegen, um Rechtschaffenheit und Tugend thun und bekümmern wir uns wenig. Unsere bösen Leidenschaften, unsern Hang nach Wollust, nach Völlerey, unsern Zorn, unsere Rachbegierde zu bezähmen; jene Orte, Gesellschaften, Gelegenheiten, die unserer Tugend gefährlich sind, zu vermeiden; immer keuscher, mäßiger, sanftmüthiger und liebevoller, immer uneigennütziger, kurz immer besser zu werden, daran liegt uns nichts, deßhalben geben wir uns keine Mühe. Bey dem ewigen Treiben und Ringen der Menschen ringen die wenigsten ernstlich nach Tugend.

Wie, m. L.! ist uns bey einer solchen Beschaffenheit des Verstandes und Herzens das Licht, der Beystand Gottes, des h. Geistes nicht vonnöthen? Wenn er unsern Verstand nicht erleuchtet, wer soll uns von unserer Blindheit befreyen? Wenn er unser kaltes Herz nicht erwärmet, wer soll es für das Gute entzünden? Wenn ich sehe, daß bey dem rastlosen Bemühen so vieler edeln Männer, denen die Verbreitung der Wahrheit und der Verbesserung des Menschengeschlechts mehr als alles am Herzen liegt, dabey aber bemerke, daß doch die Welt immer noch nachher, wie vorher bleibe, wahrlich! da würde ich an der guten Sache verzweifeln, und mein Amt selbst würde mir verleiden, wenn ich nicht das Zutrauen zu Gott, dem h. Geiste hätte, daß er doch endlich redliche Bemühungen segnen, Blinde erleuchten, und harte Herzen rühren werde.

Möchtet ihr doch einmahl erkennen m. L.! wie nothwendig euch die Beyhülfe des h. Geistes sey! Möchtet ihr nur einmahl ernstlich darum bitten! Wenn ihr einmahl die Nothwendigkeit seines Beystandes recht erkennen, und ihn ernstlich darum bitten würdet, dann

würs-

würdet ihr es euch auch mehr angelegen seyn lassen, auf die Stimme euers Gewissens zu hören, dem Religions- und Sittenunrichte fleißiger und aufmerksamer beyzuwohnen, und an eurer Besserung zu arbeiten; dann würdet ihr auf eurer Seite thun, was ihr thun könnet, und wenn ihr das Eurige gethan hättet, so würde der h. Geist es nicht an seinem Beystande fehlen lassen. Amen.

Am Trinitatisfeste.

Ob wir unserm Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist gemäß leben.

Text.

Gehet hin, und machet alle Völker zu meinen Anhängern; und taufet sie im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28, 19.

Das hat sich Jesus während seiner drey letzten Lebensjahre zum vorzüglichen Geschäfte gemacht, eine bessere Erkenntniß Gottes unter den Menschen zu verbreiten. Rastlos betrieb er dieses sein Geschäft, den Menschen Gottes Willen und Vollkommenheiten bekannt zu machen: Vater! so sprach Jesus selbst, und so konnte er mit Wahrheit sprechen, Vater! ich habe dich auf Erden verherrlichet, und habe das Werk vollendet, welches du mir zu verrichten aufgetragen hast, Joh. 17, 4. Tausende, die seinen Unterricht genos-

sen, dachten jetzt richtiger von Gott, als vorher. Aber was waren diese Tausende gegen die vielen Juden, welche in so manchen Stücken noch unwürdig von Gott dachten; gegen den zahllosen Haufen jener, die noch im blinden Heidenthume lebten?

Es war ihm nicht genug bey Wenigen das Licht besserer Gotteserkenntniß angezündet zu haben. Nach seinem großen Plane und seinen menschenfreundlichen Absichten sollten alle Völker der Erde eine bessere Religion bekommen. Jetzt, da er selbst die Menschen nicht länger belehren konnte; jetzt da seine vertrauten Jünger allmählich ihre jüdischen Vorurtheile fahren ließen; jetzt, da sie vom Geiste der Wahrheit geleitet zur reiferen Einsicht gelangten, jetzt gibt er ihnen deßwegen den ausdrücklichen Befehl, sich nicht länger bloß in der Stadt Jerusalem oder in dem beschränkten Judenlande aufzuhalten, sondern sich in der Welt zu verbreiten, und alle Völker zu lehren. Gehet hin, sprach er: machet alle Völker zu meinen Anhängern, und taufet sie im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Alle Menschen und Völker, ohne Unterschied der Religionen und Weltgegenden sollten sie unterrichten, und durch die Taufe zu der Religion aufnehmen, die uns Gott als den Vater aller Menschen kennen lehret, uns durch Jesum den Sohn Gottes bekannt gemacht, und durch den heiligen Geist bestätiget und ausgebreitet worden ist.

Die Apostel kamen dem Befehle Jesu treulich nach. Sie predigten allenthalben die von ihm gelehrte wohlthätige Religion, und Juden und Heiden nahmen dieselbe an. Petrus bekehrte am h. Pfingsttage durch seine nachdrückliche Rede bis drey Tausende, und wie viele wird nicht der unermüdete Paulus zum Christenthume geführt haben? So wurde die christli-

che Religion in der Welt ausgebreitet, und auch wir haben das Glück, uns zu derselben zu bekennen. Schon als Kinder sind wir im Nahmen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes getauft worden, und haben uns durch unsern Pathen zu diesem Glauben verpflichtet. Wenn wir aber an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist glauben, so fragt es sich: ob wir auch diesem unserm Glauben gemäß leben? Was kann es uns nützen, den Vater, Sohn und h. Geist mit dem Munde zu bekennen, sie aber in Werken zu verläugnen? Ich wähle deßwegen heute den Satz zum Gegenstande meiner Predigt:

Ob wir unserm Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist gemäß leben.

1) Trage ich vor, was wir vom Vater, Sohne und heiligen Geiste glauben.

2) Untersuche ich, ob wir diesem unserm Glauben gemäß denken und handeln.

Seyd aufmerksam.

I.

Wir Christen glauben nur an einen Gott. Wir wissen, schreibt Paulus, 1. Kor. 8, 4. daß ein Götze nichts sey in der Welt, und daß außer einem einzigen kein anderer Gott ist. Diesen einzigen Gott nennen wir Jesus, und die Apostel immer Vater.

Von Gott dem Vater glauben wir, daß von ihm alle Dinge sind, 1 Kor. 8, 6., oder wie es in dem „Ich glaube an Gott Vater“ heißt, daß er der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde

sey. Wir glauben aber nicht allein, daß er durch seine Allmacht Himmel und Erde erschaffen habe, sie in ihrer Ordnung, Schönheit und Kraft erhalte, mithin alles, was die Erde hervorbringt, was wir essen und trinken, womit wir uns kleiden, oder irgend ein Vergnügen machen, von ihm herkomme; sondern wir glauben von ihm auch, daß er der heiligste Gesetzgeber aller vernünftigen Geschöpfe, und der allwissende und unparteyische Richter aller unserer Gesinnungen und Handlungen sey; kurz, daß er nur das Gute, welches wir durch unser Gewissen erkennen, wolle; nur das Gute belohne, und zwar nur nach Verdienst belohne. Das ist es, was wir von Gott dem Vater glauben.

Von dem Sohne, welcher Jesus Christus ist, glauben wir, daß, obgleich er dem Aeußerlichen nach nur ein gemeiner Mensch war, geboren ward, litt und starb, in ihm die Gottheit sichtbar sich geoffenbaret habe; daß er dazu geboren sey, damit er die Wahrheit bezeugen sollte, Joh. 18, 37.; daß ihn Gott auf die Erde zu uns sandte, damit wir alle durch ihn belehret, von der Sünde befreyet, tugendhaft, und durch Tugend selig würden; oder wie sich Paulus ausdrückt, daß er uns von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligkeit, und Erlösung bestimmt sey; daß wir einst nach seiner Lehre gerichtet werden, und, nachdem wir sie befolgt oder nicht befolgt haben, Belohnung oder Strafe empfangen. Das glauben wir von dem Sohne.

Von dem h. Geiste glauben wir, daß er von Gott nicht unterschieden sey; daß er den Verstand der Apostel erleuchtet, ihr Herz für das Gute so erwärmt habe, daß sie die christliche Religion rein und eifrig verbreiteten; daß er auch uns zum Ziele unserer Bestimmung, zur Heiligkeit und Seligkeit führe, in-

dem er uns bald durch die Stimme unsers Gewissens oder eines Lehrers, oder Freundes; oder durch verschiedene Vorfälle vor der Sünde warne, und gute Gedanken einflöße.

Das ist im Kurzen, der Inhalt unsers Glaubens von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. O, m. L., es ist ein Glück für uns, daß wir diesen Glauben haben, und Gott den Vater in dem milden Lichte erkennen, in welchem uns das Evangelium ihn zu erkennen gibt. Es ist ein Glück für uns, daß wir überzeugt sind, Jesus sey der von Gott gesandte, unfehlbare Lehrer der Menschen, der rechte Weg zur Wahrheit und zum Leben! Es ist ein Glück für uns, nicht daran zu zweifeln, daß es der h. Geist uns jemahls an seinem Lichte, seinem Beystande und seiner Hülfe fehlen lassen, um zur Tugend, und zu unserm wahren Glücke zu gelangen, wenn wir nur den ernstlichen Willen haben, dazu zu kommen, und von unserer Seite redlich das Unserige thun; wir halten auch diesen Glauben für unser größtes Glück, und legen dieses durch die Feyer des heutigen Festtages vor der ganzen Welt an den Tag. Doch nur alsdann ist dieser Glaube ein wahres Glück für uns, wenn wir auch unserer Erkenntniß, unserem Glauben gemäß leben. Und stimmt denn auch wirklich unser Wandel mit diesem unseren Glauben überein?

II.

Wenn wir von Gott dem Vater glauben, daß alles von ihm herkomme, alles durch ihn erhalten und regiert werde; so müssen wir auch auf ihn unser ganzes Vertrauen setzen. Denn wer verdienet unser Zutrauen mehr, als der Allmächtige, der Herr, dem

Himmel und Erde unterworfen sind, und den wir dabey unsern Vater nennen? Es gibt Menschen, welche Einwirkungen der bösen Wesen auf die Welt annehmen, und deßwegen zu jenen ihre Zuflucht nehmen, die nach ihrem Dafürhalten mit ihnen in einem Einverständnisse leben. Daher schreibt sich der Aberglaube jeder Art; daher der dumme Glaube an Hexerey, Wahrsagerey und Zauberey. Das alles stehet mit unserem Glauben an Gott dem Vater im geraden Widerspruche; denn das heißt seine Alleinherrschaft und Allmacht aufheben.

Wir müssen uns nach natürlichen Mitteln umsehen, welche uns Gott in seiner Welt gegen allerley Vorfälle in Menge anbiethet. Steuern diese unserer Noth, unserm Elende nicht, dann müssen wir uns ruhig seiner Fürsorge überlassen, er wird am Ende Alles wohl machen.

Wenn wir von Gott dem Vater glauben, daß er unser heilige Gesetzgeber und unparteyische Richter sey, so müssen wir ihn vorzüglich durch Gehorsam, durch die Befolgung seiner h. Gebothe zu verehren suchen. Er macht uns seinen Willen bekannt durch unser Gewissen, er macht uns ihn bekannt durch die Lehre Jesu; jeder Gedanke, jedes Wort, jede Handlung, die unser Gewissen nicht gutheisset; jede That, die der Sittenlehre Jesu zuwider ist, ist gegen seinen heiligen Willen, mithin eine Verläugnung unseres Glaubens. Manche wollen Gott nur verehren durch Kirchengehen, durch Bethen, durch Beobachtung gewisser Gebräuche, aber nicht durch Keuschheit, Geduld, Sanftmuth, nicht durch Menschenliebe und Gerechtigkeit, nicht durch Fleiß und Eifer in Verrichtung der Berufsarbeiten. Manche wollen ihr begangenes Unrecht, ihre Sünden vor ihm gut machen, nicht

durch Verbesserung des begangenen Unrechtes, nicht durch Aenderung des Herzens und des Lebens, sondern nur durch eine Beicht, durch ein Gebeth, durch ein Opfer. Diese läugnen durch ihre Werke, daß Gott ein h. Gesetzgeber sey; weil sie Keuschheit, Geduld, Sanftmuth, Berufstreue, Menschenliebe und Gerechtigkeit vernachlässigen, welche doch, wie jede andere Pflicht, heilige Gebothe Gottes, des h. Gesetzgebers sind. Sie läugnen, daß Gott ein unpartenischer Richter sey; denn Gott richtet den Menschen nicht nach seinen Opfergaben, nach seinen mitgemachten Gebräuchen, er richtet ihn nach seinem ganzen sittlichen Leben, nach seinem innerlichen und äußerlichen Werthe.

Wenn wir von dem Sohne, von Jesu Christo, glauben, daß seine Lehre eine göttliche, eine unfehlbare Lehre sey, so dürfen wir den Worten jener nicht trauen, welche ihr widersprechen. Es hat von jeher falsche Propheten oder Verführer in der Welt gegeben. Jesus sagt: „Verläugne dich selbst,“ diese sagen: Thue, was dir wohlthut; Tugend, Religion sind leere Worte. Jesus hat schon die unkeusche Begierde für sündhaft erklärt, diese entschuldigen die gröbsten Ausschweifungen; sie sagen, es wären verzeihliche Schwachheiten, und ziehen die Unschuld in ihre giftigen Netze. Die Lehre Jesu muß der Probierstein seyn, mit dem wir die Wahrheit oder den Irrthum der Aussagen anderer untersuchen.

Wenn wir an Jesum glauben, so muß seine Sittenlehre die Richtschnur aller unserer Gesinnungen und Handlungen seyn. Viele würden sich lieber martern lassen, als dem Glauben an Jesum entsagen; sie verläugnen ihn nicht mit Worten, aber sie verläugnen ihn täglich mit sündlichen Handlungen. Jesus empfiehlt die Sanftmuth, sie überlassen sich ihrem Unwillen

und Zorne; Jesus rühmt die Friedfertigkeit, sie leben mit den Ihrigen im schrecklichen Unfrieden; Jesus sagt: Eure Rede sey ja, wenn es wahr ist, nein, wenn es nicht wahr ist, sie lügen und bekräftigen die unverschämteste Lüge oft noch mit einem Schwure, u. s. w.

Wenn wir von dem heiligen Geiste glauben, daß er unsern Verstand erleuchten, und unser Herz rühren wolle, so müssen wir auch auf die Mittel und Wege merken, durch die, und auf welchen er es thut. Der h. Geist bedienet sich der natürlichen Mittel zu unserer Belehrung und Besserung. Jede gute Predigt, welche wir anhören, jedes nützliche Buch, welches wir in die Hände bekommen, jeder innere Antrieb zum Guten, jede Regung unsers Gewissens, jeder Vorfall, der uns zum ernstlichen Nachdenken über uns selbst veranlasset, ist eine Veranstaltung des h. Geistes, auf diese sollen wir merken, durch diese sollen wir erleuchtet und gebessert werden. Wer guten Lehren und Ermahnungen kein Gehör gibt, wer nicht Acht hat auf die rufende Stimme seines Gewissens, der widerstrebt dem h. Geiste, und ist ein Thor, wenn er auf eine besondere Erleuchtung oder Einsprechung wartet.

Das fordert unser Glaube an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist; die weitere Untersuchung überlasse ich euerm Gewissen. Euer Gewissen soll es euch sagen, ob ihr zeither euer ganzes Vertrauen auf Gott, den himmlischen Vater gesetzet, ob ihr ihm allezeit mit reinem Herzen und frommen Leben gedienet habet! Es soll euch sagen, ob ihr nicht mehr den ärgerlichen Worten anderer, als der Lehre Jesu Beyfall gegeben, und ob ihr stets nach seiner Lehre gelebt habet! Es soll es euch sagen, ob ihr euch durch Predigten, Lehren, Ermahnungen und Drohungen vom hei-

ligen Geiste habet belehren und leiten lassen! Fraget euer Gewissen, und höret auf seinen Ausspruch! wohl euch, wenn es euch das Zeugniß gibt, daß euer Lebenswandel mit euerm Glauben an Gott Vater, Sohn und h. Geist, im schönen Einverständnisse stehe! Amen.

Am zweyten Sonntage nach Pfingsten.

Wie sich die Sorge für das Ewige mit der Sorge für das Zeitliche vereinbaren lasse.

Text.

Sie fingen aber alle insgesammt an, sich zu entschuldigen. Der erste sagte ihm: „Ich habe einen Acker gekauft, und muß hingehen, ihn zu besichtigen: ich bitte dich, entschuldige mich. Luk. 14, 18.

Die Veranlassung zu der Erzählung des Gleichnisses vom großen Abendmahle war diese. Einmahl speiste Jesus am Sabbathe in dem Hause eines vornehmen Pharisäers. Es waren mehrere Gäste bey dem Gastmahle, die vom Stolze getrieben die ersten Plätze zu bekommen suchten. Dieses mißfiel Jesu, er empfahl ihnen deßwegen die Demuth, welche nicht rang- und ehrsüchtig ist. Wirst du zu einem Gastmahle geladen, so setze dich nicht oben an, sprach er. Auch

dieses mißfiel ihm, daß nur lauter Reiche und Vornehme geladen waren. Wenn du eine Mahlzeit zubereitest, so lade die Armen, Schwachen, Lahmen und Blinden dazu ein; kurz verschwende deine Reichthümer nicht an Reichen, sondern thue Dürftigen damit wohl, sprach er zu dem Gastwirthe. Diese, setzte er hinzu, können es dir zwar nicht vergelten, aber es wird dir in der Auferstehung der Gerechten vergolten werden.

Auf diese Worte des Heilandes: „Es wird dir in der Auferstehung der Gerechten vergolten werden,“ sagte einer der Mitgäste: Wohl dem, welcher im Reiche Gottes speisen, das ist, welcher der künftigen Seligkeit einst theilhaftig werden wird.

Darauf erzählte Jesus das Gleichniß vom großen Abendmahle, durch welches er lehren wollte, daß Gott durch ihn die christliche Religion veranstaltet habe; daß er dazu vorerst die Juden durch Johannes den Täufer, hernach durch die Apostel habe einladen lassen; daß sie durch die Annahme derselben zu dem großen Gastmahle, zur ewigen Seligkeit hätten kommen können, daß aber die Juden, besonders die jüdischen Gelehrten und Pharisäer unter allerhand Vorwänden sich geweigert hätten, dieselbe anzunehmen; daß also die Menschen überhaupt zwar wünschten zur Seligkeit zu kommen, daß sie aber die Mittel hintansetzten, welche ihnen Gott anbiethet, dazu zu kommen.

Die christliche Religion ist wirklich das Mittel, durch das wir zum großen Gastmahle, zur ewigen Seligkeit kommen können; sie enthält die reinste Sittenlehre, sie enthält auch die lautere Lehre von Gott und der Unsterblichkeit unserer Seele. Wir wünschen auch durch sie selig zu werden, aber wir werden es nicht werden, weil wir ihre sittlichen Vorschriften

nicht befolgen. Und warum befolgen wir sie denn nicht? Jeder hat seine Entschuldigungen, warum er es nicht thut. Ich muß Tag und Nacht für Brot sorgen, sagt der Eine; ich habe alle Hände voll Arbeit, sagt der Andere; und am Ende laufen alle Entschuldigungen in der einen zusammen: Ich habe gar zu viele zeitliche Sorgen und Angelegenheiten, und über dem Zeitlichen vergesse ich auch das Ewige. Ist das keine leere Entschuldigung, m. L.? Verlangt das Christenthum etwas, welches mit unsern irdischen Angelegenheiten streitet? Läßt sich denn die Sorge für das Ewige nicht mit der Sorge für das Zeitliche vereinbaren? Ja, diese Entschuldigung ist nichtig, die Sorge für das Ewige läßt sich mit der Sorge für das Zeitliche vereinbaren.

Ich will euch heute zeigen:

Wie sich die Sorge für das Ewige mit der Sorge für das Zeitliche vereinbaren lasse.

Dieses geschieht:

1) Wenn man die zeitlichen Geschäfte und Angelegenheiten nicht um ihrer selbst willen besorgt, sondern

2) Wenn man dabey alle Mahl eine edlere Absicht, einen höhern Endzweck hat.

Der Gegenstand, den ich jetzt behandle, ist der wichtigste, den ich kenne; seyd deßwegen recht aufmerksam.

I.

Ich weiß es, m. L., daß wir auch auf das Zeitliche bedacht seyn müssen. Wir haben mancherley Bedürfnisse, und wer die Hände in den Schooß leget, bekommt das nicht, womit er dieselben befriedigen kann. Wir brauchen Speise und Trank, wir brauchen Kleider und Wohnung, und wenn wir nicht Hunger und Noth leiden wollen, müssen wir, nicht selten, im Schweiße unsers Angesichtes unser Brot verdienen.

Deßwegen haben wir alle unsere Geschäfte und Sorgen, und wie die Stände verschieden sind, in denen wir leben, und die Umstände, unter denen wir leben, so ist auch dasjenige verschieden, was wir thun, und wofür wir sorgen müssen. Jeder ist in die Geschäfte der Welt mit verwickelt; der König bis zum Taglöhner herab, hat sein ihm zugetheiltes Tagwerk.

Bey uns ist es aber nicht, wie bey den vernunftlosen Thiere. Was die Thiere thun, das thun sie von einem blinden Triebe getrieben; wir hingegen wollen bey allem, was wir anfangen und fortsetzen, etwas Vorgesetztes erreichen; oder wir thun alles mit eine Absicht. Die nächste Absicht, welche wir bey unserm beständigen Thun und Treiben haben, ist bekannt. Der Landmann bestellt sein Feld, um Früchte zur Zeit der Ernte darauf einzuernten. Der Handwerker verfertigt Geräthschaften, um Geld daraus zu lösen. Der Kaufmann kauft Waren ein, um sie wieder mit Gewinn abzusetzen. Der Schullehrer, Geistliche, Beamte versehen ihr Amt, um die damit verbundenen Einkünfte zu genießen. Der Fürst ertheilt Gesetze, um sein Land in Flor zu bringen. Das ist aber bloß eine irdische, eine zeitliche Absicht, diese erstreckt sich nicht über diese sichtbare Welt, und un-

sere Bedürfnisse in derselben hinaus. Eine solche Absicht hatte auch der reiche Thor im Evangelium bey der Einsammlung seiner Güter und Anhäufung seiner Schätze. Warum sammelte er Güter, warum häufte er Schätze auf Schätze? Er verräth uns seine Absicht, die er dabey hatte, selbst: „Iß trink und laß dir wohl seyn; denn du hast jetzt einen großen Vorrath, sagte er zu sich selbst, Luk. 12, 19. Was er bey seinen Bemühungen erreichen wollte, war also nichts anders, als Güter vor sich zu bringen, um sich damit gütlich zu thun.

Eine solche bloß zeitliche oder irdische Absicht haben die meisten Menschen bey ihren Verrichtungen. Die heilige Schrift heißt sie deßwegen die Kinder dieser Welt. Sie gehen und laufen, sie arbeiten und schwitzen, aber sie thun es bloß um Brot zu gewinnen, oder wenn sie das schon haben, um noch reicher zu werden, und sich damit noch mehrere und größere Vergnügungen zu machen. Daß sie eine solche irdische Absicht bey ihren Arbeiten haben, daß sieht man aus der Anwendung und dem Gebrauche der Früchte, die sie von ihren Arbeiten haben. Denn wenn sie nun auch ihr hinlängliches Auskommen haben; wenn sie jetzt auch reicher geworden sind; so denken sie doch nicht darauf, jetzt ihren Geist und ihr Herz auszubilden; jetzt ihre Kinder besser unterrichten und erziehen zu lassen; jetzt mehr an Nothleidenden und elenden Menschen zu thun. Man sieht es auch daraus, weil sie dabey oft Recht und Pflicht hintansetzen, um nur gewisse Erdengüter zu erlangen. Oder wenn sie jetzt auch mehr thun, so haben sie dabey eine andere, aber doch auch wieder irdische Absicht. Sie lernen etwas, um vor der Welt mit Wissenschaften zu glänzen; sie lassen ihre Kinder besser erziehen, aber nur aus Ehrgeitz; sie geben Almosen, und thun diesem und je-

nem, bald da, bald dort wohl, aber nur aus Begierde nach Menschenlob. O, der leidige Stolz und Ehrgeitz, das eitle Bemühen um Menschenbeyfall mischt sich sogar oft in die menschlichen Absichten mit ein, bey Fürsten und Königen nicht mehr als bey Landleuten, die hinter dem Pfluge gehen! Sind das aber nicht bloß zeitliche, bloß irdische Absichten? Sagt nicht Jesus von den Pharisäern, die aus Stolz, Ehrgeitz, Sucht nach Menschenlob ihre Werke verrichteten: sie haben ihren Lohn dahin?

Wenn wir also bey dem stehen bleiben, was uns unsere Geschäfte und Sorgen einbringen, wenn wir sie um ihrer selbst willen verrichten, und uns angelegen seyn lassen; so vernachlässigen wir das Ewige; so ist unser Lohn vor Gott dahin; so sind wir bloß Kinder dieser Welt. Wir dürfen also nicht bloß das Zeitliche besorgen, des irdischen Gewinns wegen, dürfen Stolz, Ehrsucht, Menschenlob nicht die Triebfedern unserer Handlungen seyn lassen. Um das Ewige mit dem Zeitlichen zugleich zu besorgen, sollen wir bey allem, was wir thun, eine edlere Absicht, eine höheren Endzweck haben.

II.

Was thun die Menschen, welche für das Ewige sorgen? Sie thun nichts anders, als was wir alle thun, aber sie thun es anders, aus einer andern Absicht. Sie bauen auch ihr Feld an, sie sparen auch für Speise und Trank, für Kleider, Wohnung und Bequemlichkeit, aber sie thun es nicht zunächst um dieser Dinge willen; sie haben bey allem, was sie thun, einen höheren Endzweck im Auge, auf diesen führen sie alles zurück, um dessen willen thun sie alles.

Schauet einmahl auf die Kinder der Welt und die Kinder des Lichtes hin, auf die himmlisch und irdisch gesinnten Menschen! Ihre Handlungen sind nicht von einander unterschieden, aber ihre Gesinnungen und ihre Absichten.

Die Erkenntniß eines höhern Endzwecks fehlet keinem Menschen. Unser Gewissen sagt es uns, daß wir nicht bloß für das Sinnliche, für das Zeitliche und Irdische sorgen sollen. Unser Heiland sagt uns dieses auch. Suchet zuerst, spricht er, suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, Matth. 6, 33. Sammelt euch, spricht er anderswo, sammelt euch keine Schätze in der Erde, wo der Kornwurm und die Motten sie verderben, und wo sie die Diebe ausgraben und stehlen. Sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder der Kornwurm noch die Motten sie verderben, wo die Diebe sie nicht ausgraben und stehlen, Matth. 6, 19. 20. Wir erkennen alle etwas Höheres, das vor Gott gilt, das der Seele Ruhe und Zufriedenheit gewähret, das ewig bleibet.

Dieses Höhere nun, dieses Ewige sollen wir zum Endzweck aller unserer Handlungen machen. Wir sollen arbeiten, und etwas erwerben, um etwas zu haben, das wir gut verwenden können. Wir sollen essen, trinken, schlafen und ruhen, aber nicht bloß des Wohlgeschmackes und der Ruhe wegen, sondern um neue Kräfte zur Erfüllung unserer Pflichten zu sammeln. Wir sollen uns hier und da einen frohen Tag, eine Erhohlung gönnen, in der Absicht, um nachher das, was uns oblieget, desto freudiger zu thun. Jesus aß und trank auch, er schlief auch, wenn er von der Arbeit matt und ermüdet war, er war auch mit seinen Jüngern auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa fröhlich und munter, aber nie verlor er seinen höhern Be-

ruf aus den Augen, weßwegen er in die Welt gesandt war, nähmlich um das große Werk auszurichten, daß ihm sein Vater aufgetragen hatte, die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Tugend zu führen. Eben so sollen wir bey allem, was wir thun, auf unsere sittliche Vervollkommnung bedacht seyn, auf Erkenntniß der Wahrheit, auf Tugend.

Und wenn wir bey allen unsern Handlungen etwas Höheres beabsichtigen, dann werden wir auch nie etwas thun, welches an und für sich unerlaubt ist; auch nie etwas thun, welches uns in dem Fortschreiten der Tugend aufhält; deßwegen nie ungerecht, unkeusch, unmäßig und faul seyn.

Auf diese Weise also läßt sich die Sorge für das Ewige mit der Sorge für das Zeitliche vereinigen. Man muß bey allen irdischen Geschäften und Angelegenheiten zugleich an das Unvergängliche, an das Ewige und Himmlische denken; man muß alles aus Pflicht und wegen der Pflicht thun; oder was das nähmliche ist, aus ungeheuchelter Liebe gegen Gott, aus Gehorsam gegen seine heiligen Gebothe; und was mit dem Rechte und der Pflicht nicht bestehen kann, das muß man sich ganz und gar versagen, und wenn man auch noch so sehr dazu angereitzt würde, und wenn es einem auch so lieb als das Leben selbst wäre.

Unser Herz, m. L., hängt sich gar zu gern an das Irdische, wir müssen deßwegen recht aufmerksam auf uns selbst seyn. Wir müssen uns oft selbst fragen: warum hast du das gethan? Welches war das Triebrad deines Handelns? Wäre es dir lieb, wenn die Welt die Absicht wüßte, welche du durch deine Werke zu erreichen suchtest? Du warest arbeitsam, keusch, freundlich: warst du es aus Pflicht oder aus einer Nebenabsicht? Werden nicht deine Handlungen von

Gott

Gott als gehaltlos verworfen werden, weil sie aus einer unreinen Quelle flossen?

Die Welt mit ihrer Lust vergehet. Unser Leib wird begraben, unsere Häuser kommen in fremde Hände, unsere Feldstücke bleiben hinter uns zurück. Nur wer Gottes Willen thut, und ihn thut, weil es Gottes Wille ist, der bleibt in Ewigkeit. Suchet also nicht bloß, was auf Erden ist, suchet, was droben ist! Wenn ihr alle eure Geschäfte nicht wegen irdischen Vortheile verrichtet, sondern dabey alle Mahl einen höhern, euern letzten Endzweck im Auge habt; wenn ihr so das Ewige mit dem Zeitlichen besorget: dann werdet ihr euch würdig machen, einst Mitgäste des großen Abendmahls im Himmel zu seyn.

Am Feste des h. Apostels Bartholomäus.

Was die Pflicht der Aufrichtigkeit, die selbst unter besseren Menschen immer seltener wird eigentlich von uns fordere.

Text.

Da Jesus den Nathanael zu sich kommen sah, sprach er von ihm: Sehet einen wahren Israeliten, in welchem kein Betrug ist. Joh. 1, 48.

Der h. Apostel Bartholomäus ist wahrscheinlich jener Jünger Jesu, von dem die h. Schrift einige Mahl unter dem Nahmen Nathanael redet.

Von diesem Nathanael oder Bartholomäus nun sagt Jesus, daß er ein wahrer Israelit sey. Die Juden, besonders ihre Schriftgelehrten und Pharisäer, hieß Jesus mehrmahl ein ehebrecherisches Geschlecht, weil sie nähmlich ihrem Stammvater Abraham, für dessen Kinder sie sich ausgaben, so ungleich an Gesinnungen waren. Bartholomäus, unter dem Nahmen Nathanael, heißt er einen Israeliten ohne Falsch, einen würdigen Abstämmling von dem Patriarchen Jakob, einen Mann von Geradheit und Aufrichtigkeit.

Die Aufrichtigkeit ist ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter eines Menschen. Wie wohl ist uns bey einem Aufrichtigen. Wie vergnügt sind wir in seinem Umgange? Sagt er uns etwas, so wissen wir, daß seine Worte die Sprache seines Herzens sind. Verspricht er uns etwas, so sind wir überzeugt, daß er uns nicht mit leeren Hoffnungen täuschet. Gibt er uns einen Rath, so erkennen wir darin seine Einsicht und liebevolle Gesinnung. Wer liebt nicht die Wahrheit? Bey dem Aufrichtigen finden wir sie, wie sie ist, ohne Schminke. Wir wissen, daß er keine Empfindungen der Tugend, Religion und Freundschaft häuchelt, erlogen sind.

Damit ihr die Liebenswürdigkeit des Aufrichtigen noch mehr erkennet, so stellet euch einen Falschen, einen Häuchler vor. Wie ist uns bey einem Menschen, der sich in seinem Benehmen gewisser Winkelzüge bedienet? Wie ist uns bey seinem zweydeutigen Betragen, aus dem man nichts herausnehmen kann? Wenn der Mund eines Menschen voll ist von Freundschaftsversicherungen und süßen Worten; wenn er in unserer Gegenwart nicht genug zu unserm Lobe sagen kann: wenn wier aber hintennach erfahren, daß er es nicht gut mit uns meine, daß er uns tadle, ausbringe,

herabsetze, wie ist uns, wenn wir mit ihm umgehen müssen? Es ist uns, als wenn wir in seinem Umgange verrathen und verkauft wären, bey jedem Worte, das wir reden, sind wir verlegen und schüchtern, jede Minute wird uns bey ihm lange, unsere Brust ist beklemmt, und nur dann athmen wir leicht, wenn wir wieder aus seinem Dunstkreise heraus, zu redlichen Menschen kommen. Wäre nicht die Welt eine Hölle, wenn wir mit lauter solchen Menschen umgehen müßten? — Der Heiland, welcher jede Tugend zu schätzen wußte, und jedes Laster in seiner Abscheulichkeit erkannte, warnet uns deßwegen auch vor aller Verstellung, und lehret uns gerade und aufrichtig zu seyn. Eure Rede, sagt er, sey ja ja, nein nein, Matth. 5, 32.

Muß uns bey dieser Ansicht der Aufrichtigkeit nicht der Mann ehrwürdig werden, in dem sich diese Tugend im Leben zeiget? Und dieser Mann ist Nathanael, Bartholomäus, der Apostel. Er, der wußte, was im Menschen ist, unser Heiland, findet keinen falschen Zug in seinem Charakter. Er schaut ihn durch und durch, und gibt ihm das Zeugniß eines echten Israeliten, eines Mannes ohne Hinterlist und Tücke, das Zeugniß eines Aufrichtigen. O so lasset uns diesem Manne unsere ganze Verehrung schenken! Aber wie sollen wir dieses angreifen? Wie verehren wir ihn am besten?

Das hiesige Ort hat sich diesen Heiligen zum Kirchenpatronen erwählet, und das kann doch in einem vernünftigen Sinne nichts anders heissen, als es hat sich entschlossen, sein Tugendbeyspiel vorzüglich nachzuahmen. Nun, so ahmet denn seine Aufrichtigkeit nach, seyd ohne Falsch, wie er, das ist die beste Verehrung, welche ihr ihm erweisen könnet. Deßwegen will ich

heute über die Aufrichtigkeit mit euch sprechen, ins besondere über diese zwey Stücke:

1) Erstlich, warum die Aufrichtigkeit, selbst unter besseren Menschen, immer seltener werde;

2) Zweytens, was denn die Pflicht der Aufrichtigkeit eigentlich von uns fordere.

Gebet auf alles, was ich sagen werde, recht Acht.

I.

Die Aufrichtigkeit bestehet in dem Zusammenstimmen unserer Worte und Handlungen mit unsern Gedanken und Gesinnungen, kurz in dem Aeußerlichen mit dem Innerlichen. Gott hat die Menschen aufrichtig erschaffen, aber sie ersinnen allerley Tücke, sagt der Prediger 7, 29. Wie der Mensch aus der Hand des Schöpfers kommt, ist er offen, redlich, gerade und aufrichtig. Wir haben den Beweis davon an Kindern. Kinder äußern sich jederzeit so, wie sie empfinden, sie geben sich dem Menschen hin, wie sie sind; Falschheit, Hinterlist und Tücke sind ihrem Wesen fremd. Das sind sie so lange, als sie unschuldig sind. Mit dem Verluste ihrer Unschuld tritt die Zeit der Verstellung bey ihnen ein. Jetzt haben sie Wünsche, die nicht laut werden dürfen, jetzt begehen sie Fehler, deren Bekanntwerdung ihnen Verdruß zuziehen könnte, jetzt widersprechen deßhalb ihre Worte schon oft ihrem Innern. Dieses ist der Ursprung aller Verstellung, Häucheley und Lüge.

Wer den Schalk in seinem Busen nähret, dessen Herz voll ist von allerley eigennützigen und sündlichen

Absichten, hat kein anderes Mittel übrig als die Lüge und Verstellung. Schurken müssen vor den Menschen häucheln. Der Betrugsvolle muß die Miene und Sprache eines Gerechten annehmen. Der Unkeusche muß wie ein Keuscher, der Stolze und Verächter anderer, wie ein Menschenfreund, der Feind der Religion wie ein Frommer reden. Für diese ist es unumgänglich nothwendig, daß sie ihre Zuflucht zu erlogenen Mienen, Worten und Geberden, zur Häucheley und Verstellung nehmen; denn wenn sie ihr Innerliches zur Schau trügen, so würden sie die Verachtung aller seyn. Das braucht der Rechtschaffene nicht zu thun.

Der Rechtschaffene, welchem es bewußt ist, daß er die Wahrheit liebe, daß er es gut mit den Menschen meine, daß er sich nichts vorgesetzt habe, als die Ausführung einer guten Sache, kann reden wie er denkt, seine Miene und Sprache braucht nichts anders zu seyn, als der Dolmetscher seiner Gesinnungen. Der niedrigen Kunst, sich zu verstellen, sollte sich also niemand bedienen, als der Böswicht.

Allein wie verschieden ist die Denkart der Menschen? Und vielleicht nie mehr, als jetzt, weichen sie in Meinungen und Ueberzeugungen von einander ab. Was einigen heilige Wahrheit ist, halten andere für Trug und Lüge. Was jenen ein Mittel zur Beglückung der Menschen zu seyn dünkt, sehen diese für ein Werkzeug der Hölle an. Man kann fast kein Wort mehr über Religion, bürgerliche Gesetze, über Einrichtungen und Verbesserungen sprechen, ohne bey Hunderten anzustoßen, ein deutlicher Beweis, wie sehr die Menschen in ihrer Denkart von einander abweichen.

Das ist die Ursache, warum uns von vielen nichts mehr, und nichts mehr so dringend als Klugheit anempfohlen wird. „Man muß schweigen können," sagen sie. „Die Welt muß gar nicht wissen, wie wir über Religion und bürgerliche Gesetze denken;" man muß bey Verbesserungen langsam und äußerst behuthsam zu Werke gehen." Oder es heißt: „Die Welt hat noch gar zu blöde Augen, sie kann noch nicht mehr Licht vertragen, man lasse es also noch bey dem Alten." Wer diese Grundsätze befolgt, von dem sagt man: „Er weiß sich in die Welt zu schicken, er ist ein kluger Mann." Wer sie nicht befolgt, der bekommt den Nahmen eines Feuertopfes, eines Stürmers, eines Unklugen. „Er kennt die Welt nicht," sagt man von ihm.

Das ist die Ursache, nähmlich die Furcht, daß man gar leicht anstoßen und sich Unannehmlichkeiten zuziehen könne, ist die Ursache, warum auch bessere Menschen sich immer mehr zurückziehen und schweigen; die Ursache, warum sie ihre Einsichten und Gesinnungen verbergen. Man erfährt nur halb und halb, oder gar nicht mehr, wie sie über diese und jene Sachen denken; oder man muß aus ihrem Benehmen auf gegenseitige Gedanken und Absichten schließen. Und was ist die Folge davon?

Die Folge davon ist, daß nichts oder weit weniger Gutes in der Welt bewirkt wird, als bewirkt werden könnte. Dadurch, daß man bey besseren Einsichten schweiget, wo dem Irrthume gehuldiget wird; daß man aus Gefälligkeit in anderer Meinung einzustimmen scheint, wo man nicht ihrer Meinung ist; dadurch, daß man alles geschehen läßt, und nicht widerspricht, vielmehr sich stellet, als wäre man wohl damit zufrieden, dadurch wird die Dummheit und

Boßheit keck gemacht, und gewinnet immer noch mehr Land. Wären jene, welche Mißbräuche kennen, und Verbesserungen wünschen; jene, welche Ungerechtigkeiten mit ansehen und verabscheuen; wären einsichtsvolle Bürger, Lehrer, Geistliche, Vorsteher aufrichtiger, gingen sie manches Mahl mit Herz und Muth, deutlich mit der Sprache heraus: gewiß, es würde unter uns manches anders seyn. Viel Böses würde unterbleiben, und mehr Gutes zu Stande gebracht werden. Wer soll reden, wenn die Einsichtsvollen und Guten im Lande, aus übertriebener Klugheit oder aus Menschenfurcht schweigen, und sich verstellen? Die Worte, welche einst der Heiland seinen Jüngern gesagt hat, la;en sich hier recht schicklich wiederhohlen. Ihr seyd das Salz der Erde, wenn selbst das Salz seine Säure verliert, womit soll man denn salzen? Matth. 5, 16.

Ich weiß es wohl, daß Aufrichtigkeit mit Klugheit gepaart seyn müssen. Der Aufrichtige ohne Klugheit verdirbt alles. Unser Heiland sagt nicht bloß: Seyd ohne Falsch, wie die Tauben, er sagte euch: Seyd klug wie die Schlangen, Matth. 10, 16. Wer wird das Betragen jener Menschen billigen, welche alles, was sie wissen nnd denken, bey allen, und überall ohne Rückhalt heraussagen, welche das Herz, wie man sagt, auf ihrer Zunge tragen? Diese, deren die Welt nicht wenige zählet, verdienen nicht den schönen Nahmen eines Aufrichtigen, sie sind gewöhnlich nur elende Schwätzer und gedankenlose Plauderer, unbesonnene Menschen. Aber eine Klugheit auf Kosten der Aufrichtigkeit kann eben so wenig gebilliget werden. Es fragt sich also: Was fordert die Pflicht der Aufrichtigkeit von uns Christen?

II.

Wir können unmöglich in allen Stücken mit andern übereinstimmen. Durch mehr Erfahrung, durch Unterricht und Nachdenken, kommt man dahin, daß man manches nicht mehr für wahr hält, was man ehemahls glaubte, und viele noch glauben. Es gibt Gebräuche, Gewohnheiten und Gesetze, von deren Zwecklosigkeit wir überzeugt sind, andere nicht. Wir sehen Fehler, die andere nicht sehen, wünschen Abänderungen, welche andere nicht wünschen. Wie, fordert es die Pflicht der Aufrichtigkeit, daß wir nichts in uns verschließen, sondern jedem ohne Rückhalt entdecken, was wir sehen, wie wir denken, worin wir von ihm abweichen? Wir können bey besserer Einsicht manches vor unserm Gewissen verantworten, was der andere für eine Sünde hält. Würden wir ihm sagen: Ich thue dieses, unterlasse jenes, so würden wir ihn ärgern, und Liebe und Zutrauen bey ihm verlieren. Mancher Irrthum ist oft mit den wichtigsten Wahrheiten verwebt, würden wir ihn zur Unzeit aufdecken, so könnten wir den ganzen Grund des Glaubens, die Stütze der Tugend bey andern erschüttern. Manche thun dieses, aber was richten sie damit aus? Sie bringen es so weit, daß sie den Haß aller auf sich laden, und für allezeit sich den Zugang zu ihrem Herzen versperren. Unzeitige Offenherzigkeit schadet unendlich viel. Es kann deßwegen nicht Pflicht seyn, daß wir unverhohlen über alles, alle Mahl und bey allen unsere Gedanken und Gesinnungen äußern.

Allein wenn auch dieses nicht Pflicht für uns ist, so dürfen wir uns doch niemahls anders äußern, als wir empfinden, glauben und wissen. So bald dieses in irgend einem Falle erlaubt wäre, dann wäre der

Verstellung Thor und Thür geöffnet, und es wäre um die liebenswürdige Tugend, um die Aufrichtigkeit geschehen. Jeder könnte sich überreden, er wäre in diesem Falle, und keiner könnte sich mehr auf die Aeußerungen anderer verlassen. Von dem, was man weiß und glaubt, nie das Gegentheil zu äußern, dieses ist demnach das Erste, was die Pflicht der Aufrichtigkeit von uns fordert.

Dagegen versündigen sich nun viele. Man gebe nur einmahl auf das Betragen der Menschen Acht. In Gesellschaften scheinen die Niedrigen fast alle Mahl gleicher Meinung mit den Vornehmen zu seyn, oder mit jenem, den sie aus irgend einer Ursache fürchten oder lieben. Er spricht über zeither bestandene Dinge, und wünscht ihre Fortdauer, und sie wünschen sie mit ihm. Er spricht über den Nutzen einer Erfindung und Einrichtung ab, und sie sprechen ihn mit ihm ab. Er legt einer Schriftwahrheit einen falschen Sinn unter, und sie unterschreiben diesen Sinn. Er vertheidigt ohne Unterschied alles Alte, verwirft alles Neue, sie vertheidigen jenes, und verwerfen dieses mit ihm. Sie sprechen gewöhnlich alle durch seinen Mund. Was er behauptet, behauptet sie; was er lobt, loben sie; was er tadelt, tadeln sie; was er thut, thun sie, und wenn sie auch gerade das Entgegengesetzte denken, mithin auch sagen und thun möchten. Wir selbst, haben wir nicht schon ein Gleiches gethan? Prüfen wir unser Gewissen. Vielleicht ist keiner unter uns, der nicht bisweilen schon auf irgend eine Weise, Verräther der Wahrheit war.

Das fordert der Anstand und die Gefälligkeit gegen andere, sagt man, man darf ja nicht unhöflich und grob seyn. Das ist die Klugheit, ohne die man bey allen anstoßen würde. Das fordert die Selbst-

pflicht, welche verlangt, daß man sich keinen unnöthigen Verdruß zuziehe. Wie, kann man denn nicht schweigen? Oder wenn man nicht schweigen kann und darf, kann man nicht aufrichtig seyn, ohne daß man dabey weder die Regeln des Anstandes noch der Klugheit verletzt? Wer bescheiden ohne Anmaßung, wer nicht im raschen, sondern im sanften Tone sagt, daß er hierin anders denke, und daß er diese Gründe für seine Meinung habe, wird nie anstoßen. Und wäre es auch, was lieget uns an dem Unwillen anderer, wenn wir ihn ohne Verletzung der Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht entgehen können? — Das heißt die Gefälligkeit zu weit treiben, das heißt die Regeln der Klugheit, welche uns vorgeprediget werden, übel auslegen, wenn man sich immer nur so äußert, daß unsere Aeußerung gleiche Gedanken und Gesinnungen mit andern verrathet. Das mag der Weltmann thun, der Christ thut es nicht. Das ist Verstellung, das ist Häucheley. Nein! weniger kann die Pflicht der Aufrichtigkeit nicht von uns fordern, als das, daß wir nie das Gegentheil von dem äußern, was uns ernst ist. Sie fordert aber auch noch mehr.

Wir können nicht immer schweigen. Das Gespräch mit andern führt uns bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, man erwartet eine Antwort, ein Urtheil von uns. Unser Amt, unsere Geschäfte bringen es mit sich, daß wir uns über Verschiedenes erklären müssen.

Daß wir dabey nicht lügen dürfen, das brauche ich nicht zu beweisen. Bey Kauf und Verkauf versichern die Menschen einander, daß ihr Vieh gesund, ihre Ware gut sey, daß sie die Sache so und so hoch komme, und daß sie ohne bitteren Schaden dieselbe nicht um diesen Preis abgeben könnten: obgleich sich

alles anders verhält. Bey Verträgen geben sie einander Hand und Wort, daß sie abgeredter Maßen alles treulich erfüllen wollen: obgleich sie nie Willens sind, eine Sylbe davon zu erfüllen. Bey Zusammenkünften versichern viele einander innigste Freundschaft, und die Erfüllung einer jeden Bitte: obgleich ihr Herz geradezu widerspricht. Daß dieses Unrecht und Sünde sey, wird jedem ohne Weiteres einleuchten.

Aber wenn wir uns erklären müssen, dürfen wir unsere Worte nicht auf Schrauben setzen? Dürfen wir keine Worte brauchen, aus denen Andere auch das Gegentheil schließen könnten? Dürfen wir nicht zurückhalten oder übergehen, was die Hauptsache dabey ist? Ihr werdet gewiß Menschen kennen die es so machen. Ihr werdet mit vielen schon öfters und lange umgegangen seyn, werdet sie öfters und Vieles haben sprechen hören, und doch nicht wissen, wie ihr mit ihnen daran seyd. Nennet ihr sie aufrichtig? Ihr werdet sie nicht so nennen können. Ueber das, was man weiß und glaubt, und worüber man sich äußert, sich so, und zwar ohne Zweydeutigkeit und ohne Zurückhaltung so äußern, wie man darüber denkt und gesinnet ist, dieses ist demnach das Zweyte, was die Pflicht der Aufrichtigkeit von uns fordert.

Der Aufrichtige spricht also so, wie er es meinet, er nennet die Dinge beym rechten Nahmen; den Geitz heißt er nicht Sparsamkeit, die Hurerey nicht menschliche Schwachheit, den Betrug nicht feinen Kunstgriff, die Frömmeley nicht Gottesfurcht. Der Aufrichtige schätzt die Dinge für das, was sie werth sind, und über ihren Werth oder Unwerth sagt er seine Meinung laut, und grade heraus. Werden Wahrheit und Tugend niedergedrückt, so spricht er nachdrück-

lich und ernstlich dagegen, seine Worte drücken den Grad seines Abscheuens aus, den er darüber empfindet; er thut dieses bey Hofe, wie bey dem gemeinen Manne, Personen und Ort ändern seine Sprache nicht. Johannes der Täufer sagte nicht nur den Soldaten, nicht nur den Geringen aus dem Volke über ihre Lebensart seine Meinung, er sagte auch dem Könige Herodes: Es ist nicht erlaubt deines Bruders Weib zur Ehe zu haben. Er heißt keinen Fehler gut, der Sünde jener, welche das Böse gut, und das Gute böse heissen, macht er sich niemahls schuldig. Der Aufrichtige schont zwar auch noch da, wo er ernstlich reden muß, die Menschen, aber das Laster schont er nie. Bey seiner Aufrichtigkeit fürchtet er die Menschen nicht; fürchtet nicht die, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können, fürchtet vielmehr den, welcher, wegen Trug und Häucheley, Seele und Leib zugleich zur Hölle verdammen kann. Wie die Worte, so stimmen auch Mienen, Geberden und Handlungen des Aufrichtigen mit seinem Innern überein. Er lächelt dem nicht mit der Miene eines Freundes, den er heimlich verachten muß, obgleich er ihm die Beweise der Höflichkeit nicht versaget. Wenn er einen bemitleidet, so thut er es aus Menschenliebe, wenn er hilft, so hilft er aus Pflicht, wenn er bethet, so bethet er aus Andacht. So redet, so geberdet sich, so handelt der Aufrichtige; und eben das fordert die Pflicht der Aufrichkeit von einem jeden aus uns. Sie fordert nicht, daß wir uns über alles äußern, aber sie fordert es, daß wir uns so äussern, wie wir empfinden, wissen und denken.

Ihr kennet nun m. L.! die Ursache: warum die Aufrichtigkeit unter den Menschen so selten ist, und von Tage zu Tage seltner wird; ihr wisset nun auch,

worin das Wesen der Aufrichtigkeit bestehet. Ist es nicht verächtlich und kleinlich, wenn man, um nur nie den Unwillen anderer auf sich zu laden, und etwa Verdruß zu bekommen, sich hinwegwirft, schweigt, wo man reden sollte, oder anders redet, als man denkt, und anders handelt, als man zu handeln billiget? Ist das kein Beweis, daß uns Menschengunst, und unsere Ruhe und Gemächlichkeit, oder irgend ein irdisches Gut, lieber sey, als die gute Sache, als Wahrheit und Tugend? Ist es dagegen nicht edel und groß, wenn man, ohne Menschenfurcht stets in Worten, Mienen, Geberden und Handlungen der Wahrheit treu bleibet, und dadurch ihr Reich vergrößert? Nun so ahmet denn euern Kirchenpatronen, den h. Bartholomäus in der Aufrichtigkeit nach. Seyd zwar klug, damit ihr nicht ohne Noth beleidiget, an andere anstoßet und dadurch euch und ihnen Unannehmlichkeiten zuziehet! Wenn es gut mit euerem Herzen stehet, wenn ihr bey dem Schweigen und Reden nicht vergängliche Vortheile und kindische Dinge, sondern nur eure und euers Nächsten Tugend beabsichtiget, so wird es euch alle Mahl selbst lehren, wo ihr schweigen, und wo ihr reden sollet. Seyd zugleich aber auch aufrichtig, ohne Verstellung und Falschheit in euerm Reden und Handeln! Seyd in euerem ganzen Betragen, eben so, wie Bartholomäus ein aufrichtiger Israelit war, aufrichtige Christen! Amen.

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Die öftere Erinnerung des Todes ist ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen den Hochmuth, den Geitz und die Unkeuschheit.

Text.

Als Jesus dem Stadtthore sich näherte, da trug man einen Todten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die eine Witwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr, Luk. 7, 12.

Einmahl trägt man auch uns heraus, heraus auf den Kirchhof, an den Ort, wo unser Fleisch im Grabe verfaulet, und unsere Gebeine vermodern. Denn so ungewiß auch alles auf der Welt ist, so gewiß ist uns der Tod. Es ist dem Menschen gesetzt, einmahl zu sterben, sagt die h. Schrift, und die tägliche Erfahrung bestätiget es, daß alle Menschen diesem Gesetze unterworfen seyen. Weil alle Menschen ohne Ausnahme sterben müssen, deßwegen führt auch der Knochenmann, durch den gewöhnlich der Tod vorgestellt wird, eine Sense in der Hand. Diese Sense hat ihre gute Bedeutung. Wie, wenn Heuernte ist, der Mann mit der Sense alles niedermacht, was ihm unter die Hand kommt, keiner Blume und keinem Grashalme verschonet; so macht es

auch der Tod. Wenn er mit der Sense klirrt, so muß der Mann fort, auf den er zielet, er mag nun seyn, wer er will, Fürst oder Bettler, reich oder arm, jung oder alt, er muß fort. Der Jüngling im heutigen Evangelium war in der Blüthe seiner Jahre, er war der einzige Sohn seiner Mutter, sie war eine Witwe, ihr Sohn sollte ihr Stab und ihre Stütze seyn, dessen allen ungeachtet mußte er doch fort. Möchten wir dieses doch öfters und ernstlich bedenken, heilsam würde uns eine solche Betrachtung seyn!

Gewiß ist die Betrachtung des Todes eine nützliche Betrachtung, denn sie ist das beste Verwahrungsmittel gegen die Sünde, wie schon der weise Sirach gesagt hat. Bey allen deinen Werken, schreibt er, denk an das Ende, so wirst du nimmermehr sündigen, 7, 36.

Die meisten Sünden entstehen, wie der heil. Johannes in seinem 1. Br. 4. Kap. schreibt, aus der Begierlichkeit des Fleisches, aus der Begierlichkeit der Augen, und aus der Hoffart des Lebens, das heißt mit andern Worten und in der bey uns gewöhnlichen Ordnung, die meisten Sünden entstehen aus dem Hochmuthe, aus dem Geitze, und aus der Unkeuschheit. Und eben gegen diese drey Hauptlaster ist die öftere Erinnerung des Todes das beste Verwahrungsmittel. Ich will euch dieses jetzt ausführlicher zeigen, und über den Satz predigen:

Die öftere Errinnerung des Todes ist ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen den Hochmuth, den Geist und die Unkeuschheit.

Ich sage: Die öftere Erinnerung des Todes ist das beste Verwahrungsmittel —

1) Gegen den Hochmuth,
2) Gegen den Geitz,
3) Gegen die Unkeuschheit.

Da ich diese drey Puncte in ihr gehöriges Licht zu setzen bemühet seyn werde, so erbitte ich mir dazu eure Aufmerksamkeit.

I.

Die öftere Erinnerung des Todes ist erstlich das beste Verwahrungsmittel gegen den Hochmuth.

Worauf bist du hochmüthig du thörichter Mensch! du bist hochmüthig auf deine Schönheit. Aber siehe, körperliche Schönheit ist eine Blume, die heute blühet, und morgen verwelket. Und wird wohl dein Leib, auf den du dir jetzt so viel einbildest, im Tode auch einmahl so lieblich anzusehen seyn?

Du bist hochmüthig auf deinen Reichthum, auf dein vieles Geld, auf dein großes Gut. Was wirst du denn aber von allem, was du besitzest, einmahl mit dir nehmen? Nicht wahr, ein veraltetes Hemd, eine Todtenlade, und ein Paar Hände voll Hobelspäne in der Todtenlade. Dieses, dieses ist es alles.

Du bist hochmüthig auf deine Wissenschaft, auf deine vielen Kenntnisse und Einsichten. Die Leute reden von deiner Geschicklichkeit, siehe, sie werden bald nicht mehr von dir reden. Vielleicht wird mit dem letzten Schalle der Todtenglocke, die bey deiner Begräbniß geläutet wird, zugleich dein ganzer Ruhm verhallen.

Du bist hochmüthig auf deinen vornehmen Stand, auf dein großes Ansehen vor der Welt. Du bist der angesehenste Mann im ganzen Flecken, in der ganzen Stadt,

Stadt, du bist der erste Staatsminister, bist ein Fürst, ein König. Ja, das bist du. Aber du bist auch noch etwas. Soll ich dir sagen, was? Siehe! du bist auch Staub und Asche, und wirst wieder zu Staub und Asche werden, 1 Mos. 3, 19.

Alle Herrlichkeit dieser Welt verschwindet wie die Seifenblase, mit welcher der Knabe spielet, sie glänzet, und verschwindet. Wo ist Salomon, der Liebling des Glückes? Eitelkeit über Eitelkeit — war der Nachklang seiner Herrlichkeit. Wo ist Crösus, wo Alexander, wo andere, die dem Glücke in Armen saßen? Siehe dort am Himmel die glänzende Lufterscheinung, in einem Nu ist ihr Glanz dahin; so auch alle Pracht der Menschen. Der Mensch ist wie ein Gras, sagt die h. Schrift, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blüthe. Das Gras verwelkt, und seine Blüthe fällt ab, 1 Pet. 1. Kap.

Dergleichen Gedanken müssen den Hochmuth des Menschen mächtig niederschlagen, sie müssen seinen Stolz demüthigen, und ihm sein Nichts erkennen lernen. Denket also oft und ernstlich an den Tod. Denkt an ihn, der Gedanke an ihn wird euch ein Sporn seyn, nicht nach der Ehre bey Menschen, sondern nach der Ehre bey Gott zu trachten.

Bezeiget, meine Christen, allezeit tiefe Ehrfurcht und treuen Gehorsam gegen Gott das höchste Wesen. Habt wohlwollende Liebe gegen eure Mitmenschen. Folget in allem der Stimme euers Gewissens, dem Worte des Evangeliums, kurz, seyd rechtschaffen, seyd gute Christen. Das, das wird euch einen wahren Werth, einen dauerhaften Vorzug ertheilen. Wenn ihr dieses thut, und dieses seyd, dann seyd ihr aller Achtung und Hochschätzung wür-

dig, nicht nur in euern eigenen Augen, sondern auch in den Augen aller Vernünftigen und Rechtschaffenen. Dann habt ihr Ehre nicht nur bey den Menschen, sondern auch Ehre und Ruhm bey Gott dem Heiligsten, und bey allen höhern und reinen Geistern, und diese Ehre und dieser Ruhm werden euch bleiben, wenn alle Ehre und Hoheit dieser Welt, wie der Schatten, vor euern Augen vorübergehen und verschwinden wird.

Die öftere Erinnerung des Todes ist nicht nur gegen den Hochmuth, sie ist zweytens auch das beste Verwahrungsmittel gegen den Geitz.

II.

Wir können den Geitz und die unselige Habsucht, welche eine giftige Quelle so vieles Bösen ist, nicht besser unterdrücken, als wenn wir uns oft an den Tod erinnern; wenn wir uns die Worte des Apostels oft zu Gemüthe führen: „Wir haben nichts in die Welt mitgebracht, und wir werden auch nichts mit hinausnehmen," 1 Timoth. 6, 7.; und wenn wir oft ernsthaft bedenken, daß wir nach wenig Monathen, Wochen, vielleicht nach wenig Tagen aller Güter, nach denen wir jetzt so unersättlich, wie der Wassersüchtige nach dem Wasser, schmachten, nicht mehr bedürfen, und daß wir dann von allem, was wir jetzt mit Mühe und Arbeit, mit Fleiß und Schweiß errungen und zusammengescharret haben, nichts mitnehmen werden. Silber, Gold, schöne Kleider und Häuser, Aecker, Wiesen und Weinberge, alles, alles bleibt im Tode zurück. Von den vielen Dukaten, welche, du Habsüchtiger! dir jetzt sammelst, wird man dir einst nicht einen Häller Reisegeld mitgeben. Aus dem schönen

Hause, welches du dir so prächtig ausgeschmückt hast, wird man dich todt heraustragen. Von den Modekleidern, in welchen du jetzt so voll Einbildung einherstolzierest, wirst du nicht einen Faden behalten. Von den vielen Aeckern, Wiesen und Weinbergen, welche du zusammengekauft hast, wird dir nicht eine Hand voll Erde bleiben, außer jenem ein Paar Schuhe breiten Loche in der Erde, worin dein Leib verfaulen wird. Alles Zeitliche gehört der Welt, und bleibt der Welt.

Thorheit, wahre Thorheit ist es also, sein Herz an das Zeitliche zu hängen, es vom leidigen Geitze und der unseligen Habsucht regieren zu lassen, Tag und Nacht nur darauf zu sinnen und zu denken, seinen Speicher mit Frucht, seinen Keller mit Wein, und seine Kästen mit Geld zu füllen, und seine unsterbliche Seele darüber zu vergessen.

Ein solcher Thor war jener reiche Mann in der Parabel, welche Jesus Christus in Evangelium erzählt. Seine Aecker trugen so reichliche Früchte, daß seine Scheune nicht Platz genug hatte. Da war er nun voll Uebermuthes. Du bist ein reicher Mann, dachte er, hast alles im Ueberflusse, nun kannst du dir gute Tage anthun. Meine Scheuer will ich abbrechen, eine größere bauen, und meinen ganzen Vorrath dahin versammeln. Dann will ich zu mir selbst sagen: du hast nun einen Vorrath auf viele Jahre; nun iß, und trink, und laß dir wohl seyn. Aber an seine Seele dachte er nicht, dachte nicht an den guten Gebrauch, an die weise Anwendung der irdischen Güter, dachte nicht, oder vielmehr, glaubte es nicht, daß er nicht Eigenthümer, sondern nur ein Verwalter derselben sey, und daß er einmahl über ihre Verwaltung Gott werde Rechenschaft ablegen müssen. Dieses bedachte, und dieses glaubte er

nicht. Deßwegen sprach Gott zu ihm: „Du Narr! noch heute in der Nacht wird man dein Leben von dir fordern. Was du dir nun gesammelt hast: Wessen wird es seyn?“ Und noch in der nähmlichen Nacht starb er, und seine Seele ging arm, bettelar min die Ewigkeit. Und so, setzt Jesus hinzu, geht es einem jeden, der zwar reich ist an leiblichen, aber arm an geistlichen Gütern, dem es an Gottesfurcht, an Tugend, und an dem weisen Gebrauche der irdischen Güter mangelt. Luk. 12.

Der Christ, welcher gewohnt ist, sich öfters an den Tod zu erinnern, welcher bisweilen ernsthaft bedenkt, daß Gott vielleicht heute noch ihn von dieser Welt abrufe, wird seine Hauptsorge auf die Güter der Seele hinrichten, auf die Tugend, auf ein gutes Gewissen, auf den Beyfall und das Wohlgefallen des Himmels. Fällt ihm Reichthum zu, so wird er denselben als ein Geschenk Gottes dankbar und mäßig genießen, dem Nothleidenden von seinem Ueberflusse mittheilen, und Gutes stiften, so viel er kann. Aber sein Herz wird er nicht daran hängen, noch viel weniger durch Geitz sich verleiten lassen, seine Hände nach ungerechtem Gute auszustrecken, denn dieses würde ihm beym Sterben nur das Gewiss.n schwer machen; es würde ihm die unruhigen Stunden, welche ihm die schwere, aber unerlaßliche Pflicht der Wiedererstattung verursacht, noch vermehren.

So hänget euer Herz also nicht an das Zeitliche; beflecket eure Hände nicht mit ungerechtem Gute; trachtet vor allem nach dem Reiche Gottes, nach Tugend und Rechtschaffenheit, nach jenem Gute, welches Rost und Motten nicht verzehren, das die Diebe nicht ausgraben und stehlen, und selbst der Tod nicht rauben kann.

Die öftere Erinnerung des Todes ist endlich auch ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen die Ausschweifungen der Wollust, gegen das Laster der Unkeuschheit.

III.

Das lebendige Fleisch, sagt ein gewisser Lehrer, kann nicht besser im Zaume gehalten werden, als wenn man oft bedenkt, wie es einmahl im Tode aussehen werde. Dieser Leib, welcher jetzt oft so voll geiler Lüsten steckt, wo wird er morgen, übermorgen oder nach einigen Jahren seyn? Nicht wahr, dann liegt er im Grabe, fault, ist eine ekelhafte Speise der Würmer, und zuletzt noch eine Hand voll Staub, den man mit einem Athemzuge hinwegblasen kann. Bedächte der Unkeusche dieses, indem er seine nächtlichen und schändlichen Wege zu gehen Willens ist, bedächte er, daß er vielleicht nur noch wenige Schritte zu seinem Grabe zu machen habe; daß die nähmliche Nacht, in welcher er seine Schandthaten vor den Augen der Welt zu verbergen sucht, sich vielleicht in seine Todesnacht verwandeln könne; bedächte er, wie ihm alsdann, auf sein Sterbebett hingeworfen, das Bild so mancher verführten Unschuld, und die Thränen so mancher ins Elend gestürzten Person schrecklich vor Augen schweben, und ihr über ihn ausgerufenes Wehe schwer auf das Herz fallen werde, dächte der Wollüstling daran, gewiß er würde auf seinen sündlichen Wege wieder umkehren. In der That, nichts kann die sündliche Wollust der Menschen stärker dämpfen, als der Gedanke an das Sterben, oder der Anblick eines wirklich Sterbenden.

Versäumt es deßwegen nicht, das Sterbebett euerer Bekannten und Verwandten zu besuchen! bleibet oft im Kirchhofe vor dem Beinhause stehen, betrachtet die hohlen Köpfe, die morschen Knochen und die dürren Gebeine! Sie rufen uns gleichsam zu: „Was ihr seyd, sind wir auch gewesen, und was wir jetzt sind, werdet auch einst ihr seyn, eben solche hohlen Köpfe, solche morschen Knochen, und solche dürren Gebeine.“ Wenn ihr euch Abends zu Bette leget, so denket manches Mahl, daß ihr vielleicht den andern Tag nicht erleben werdet. Wenn ihr am Morgen erwachet, so denket, daß ihr vielleicht bis auf den Abend todt auf dem Strohe liegen werdet. Wenn einer eurer Freunde oder Mitnachbarn stirbt, so denket, daß die Reihe Nächstens vielleicht an euch seyn werde. Durch dergleichen Gedanken werdet ihr euch gewiß stark genug fühlen, der bösen Lust, die euch zu gesetzwidrigen Handlungen hinreissen will, zu widerstehen.

Ich wiederhohle es noch einmahl: Denket alle recht oft an euer Ende. Die öftere Erinnerung des Todes wird euch vor der Sünde bewahren, besonders wird sie euch das beste Verwahrungsmittel seyn gegen die drey Hauptsünden, gegen den Hochmuth, den Geitz, und die Unkeuschheit. Amen.

Am Kirchweihfeste.

Wie der Christ die am Kirchweihfeste, und zu andern Zeiten üblichen Ergetzungen und Lustbarkeiten genießen soll.

Text.

Erfreuet euch allezeit in dem Herrn; ich sage es abermahl, erfreuet euch, Philipp. 4, 4.

Paulus ermuntert in dem angeführten Texte die Christen zu Philippen zur Freude in dem Herrn, das ist, zur Freude über die Erhaltung der christlichen Religion. Die damahls bekehrten Philipper waren vorher theils Juden, theils Heiden, und lebten bisher entweder unter der Last des jüdischen Ceremoniendienstes, oder in den Gräueln des blinden Heidenthums. Jetzt waren sie davon befreyet, und hatten durch das Christenthum nicht nur eine lautere Sittenlehre erhalten, sondern auch eine Religionslehre, welche ihren Muth heben, und sie in der Ausübung ihrer Pflichten mächtig stärken mußte. Daran erinnert sie Paulus, und ermuntert sie zugleich über diese empfangene Wohlthat zur herzlichen Freude. Erfreuet euch allezeit in dem Herrn.

So groß aber auch das Glück dieser Christen war, an welches sie hier der Apostel erinnert, so durften sie doch ihre Freude darüber nicht laut werden lassen: es war ihnen das Bekenntniß ihrer Religion, und der

öffentliche Gottesdienst unterfagt. Das Christenthum war den Heiden eine Thorheit, und den Juden zum Aerger, 1 Kor. 1, 23. Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten dagegen?

Wir haben die Wohlthat des Christenthums mit den ersten Christen gemein. Das Christenthum erhebt uns zu dem Adel der Kinder Gottes, es flößet unserm Herzen ein zuversichtliches Vertrauen zu Gott ein, es gibt uns Muth und Stärke im Leiden, es öffnet uns die Aussicht in eine selige Unsterblichkeit. Alle diese Früchte der christlichen Religion genießen wir, wie die ersten Christen, und genießen sie jetzt in Ruhe: unsere Kirchen sind der Beweis davon. Denn erst mit der Erlaubniß Kirchen zu bauen fingen die ruhigeren Zeiten der Christen an.

Am jährlichen Kirchweihfeste sollten wir darüber nachdenken, unser Herz bliebe sicher nicht ungerührt und ohne Freuden dabey, und das wäre denn auch eine Freude in dem Herrn. Eine Freude, die alle sinnlichen Freuden und Lustbarkeiten hinter sich zurückläßt, und weit übertrifft; eine reine und heilige Freude. Doch auch die sinnlichen Freuden und Vergnügungen können in einem gewissen Sinne Freuden in dem Herrn seyn. Es kommt dabey nur darauf an, wie sie genossen werden. Ich will deßwegen heute zeigen:

Wie der Christ die am Kirchweihfeste und zu anderen Zeiten gewöhnlichen sinnlichen Freuden und Ergetzungen genießen soll.

Der Christ soll die sinnlichen Freuden und Ergetzungen genießen

1) In der Absicht, um sich durch sie zur Pflicht zu stärken,
2) Mit Mäßigung,
3) Mit Ehrbarkeit.

Seyd aufmerksam.

I.

Die Thiere kennen nichts Höheres als Sinnliches; was sie thun, thun sie getrieben durch die Begierde nach sinnlichen Neigungen. Den Wohlgeschmack, den ihnen ihr Futter gewährt, die Lust, welche sie bey der Bewegung, bey ihren Hin- und Herspringen finden; kurz, sinnliches Wohl ist ihr Alles, ist ihr höchstes Gut.

Wären wir Menschen bloß Thiere, oder hielten wir uns, wie die Gottlosen im Buche der Weisheit, nur für Thiere, dann würden und müßten wir freylich auch sprechen, wie sie sprechen. Und wie sprechen diese Gottlosen?

Durch Zufall sagen sie, werden wir geboren, und einst werden wir seyn, als wären wir nie gewesen. Denn ein Dampf ist der Hauch in unserer Nase, und die Rede ein Fünklein, durch die Bewegung unsers Herzens erzeugt. Erlöscht es, so zerfällt der Leib zu Asche, und der Geist verflieget, wie eine dünne Luft. Mit der Zeit wird unser Nahme vergessen, und niemand errinnert sich mehr an unsere Thaten. Unser Leben verschwindet, wie die Spuren einer Wolke; es wird verjagt, wie ein Nebel, der von den Strahlen der Sonne verfolgt, und von ihrer Hitze niedergedrückt wird. Dem Vorübergehen eines Schattens gleicht unser Leben,

und von unserem Tode ist kein Rückweg; denn er ist versiegelt, und niemand kehrt wieder. Wohlan dann! lasset uns die Güter, die da sind, genießen, und ohne Verzug, was uns die Schöpfung anbiethet, in der Jugend gebrauchen. Die köstlichsten Weine und Salböhle sollen uns sättigen, und nicht ungenossen gehe bey uns vorüber der liebliche Blumenduft. Wir wollen mit Rosenknospen uns krönen, ehe sie verwelken. Niemand von uns sey ausgeschlossen von ungebundenem Freudengenusse; überall wollen wir Zeichen der Fröhlichkeit hinterlassen. Denn das ist unser Theil, das ist unser Erbe. Weish. 2. Kap.

So würden wir sprechen, wenn wir mit dem Tode aufhörten zu seyn, wenn Essen, Trinken, Wohlleben unsre Bestimmung wäre. Aber der Mensch ist zu etwas Höheren bestimmt, als zum bloßen Sinnengenusse.

Der Mensch hat eine sittliche Natur, eine Vernunft, die ihm gewisse Gesetze vorschreibt, welche er befolgen soll; er hat auch Freyheit, er wird nicht durch sinnliche Gefühle zu Entschließungen und Handlungen getrieben, er kann von sich selbst sich zu etwas entschließen, es thun oder unterlassen aus Achtung, welche ihm die Gesetze der Vernunft abnöthigen. Der Mensch soll deßwegen auch niemahls etwas aus bloßer Begierde nach Genuß thun. Selbst bey seinen Erhohlungen und Ergetzungen soll er eine reine Absicht haben. Er soll nicht essen und trinken, bloß des Wohlgeschmackes wegen. Er soll nicht spielen, nur um einen Gewinn zu machen. Er soll nicht tanzen nur deßhalb, weil die Bewegung nach dem Takte etwas Anziehendes für ihn hat. Er soll die sinnlichen Freuden genießen, um seine Kräfte und

Gesundheit zu stärken, um sein Gemüth aufzuheitern, um alsdann seine Geschäfte wieder desto besser verrichten zu können. Nicht Zweck, nur ein Mittel zum Zwecke sollen sinnliche Freuden und Vergnügungen seyn; damit stimmet auch die heilige Schrift überein.

Die h. Schrift sagt es ausdrücklich, daß nicht die sinnliche Lust der Zweck unserer Ergetzungen seyn soll. Ihr möget essen oder trinken, oder etwas anderes thun, so thuet alles zur Ehre Gottes, schreibt Paulus, 1 Kor. 10, 31. Wir sollen in der Absicht essen, trinken, und uns ergetzen, um neue Kräfte zur Erfüllung der Gebothe Gottes zu bekommen. Dieses ist die Absicht, welche die sinnlichen Freuden heiliget.

Habt ihr denn auch diese Absicht bey euern Lustbarkeiten und Ergetzungen? O, eure Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die so lange Zeit, welche ihr mit Spielen zubringet, die Unsittlichkeiten, welche ihr beym Tanze äußert, verrathen keine heilige Absicht! Der Schöpfer hat euch mancherley Freuden bereitet, eure fünf Sinne sind eben so viele Canäle, durch welche euch diese Freuden zuströmen. Genießet sie die Freuden, welche euch der gütige Schöpfer bereitet hat, aber genießet sie forthin mit der rechten Absicht. Genießet sie auch mit Mäßigung.

II.

Die sinnlichen Vergnügungen dienen dazu, das Gemüth aufzuheitern und Leib und Seele zu nützlichen Geschäften zu stärken, dazu dienen sie aber nur, wenn sie mäßig genossen werden. Das Ueber-

maß im Genuße derselben hat die entgegengesetzten Wirkungen. Wer zu lange am Tische sitzen bleibt, und mehr genießt als er nöthig hat, dem wird Speise und Trank zu Gift; er wird faul und unmuthig, und am Ende wird durch das Ueberflüssige, das er zu sich genommen hat, das Blut, die Lunge, der Magen, und der ganze Körper verdorben. Dem Magen des Unmäßigen geht es wie einem Wagen, auf den man zu viel geladen hat, endlich zerbricht er unter der Last, die man ihm aufgeladen hat. Und auf dem Tanzboden, wo Jünglinge und Jungfrauen sich nicht zu mäßigen wissen, wird der Grund zu vielen und schmerzlichen Krankheiten, oft der Grund zum frühezeitigen Tode gelegt. Die tägliche Erfahrung lehret dieses, und es wäre überflüssig, wenn ich noch ein Wort darüber verlieren wollte. Hat die Unmäßigkeit im Genusse der sinnlichen Vergnügungen diese Wirkungen, so brauche ich es nicht zu sagen, daß sie unsern Pflichten das größte Hinderniß in den Weg legt. Der an den Folgen der Unmäßigkeit Leidende hat Lust und Munterkeit zu seinen Arbeiten verloren.

Das Uebermaß in sinnlichen Freuden und Vergnügungen hindert uns aber nicht nur in unsern Pflichten, es zieht sogar auch noch andere Laster herbey. Durch zu lange anhaltenden Tanz wird das Blut erhitzt, das erhitzte Blut reitzet die Nerven und erhöht die Einbildungskraft. Der erhöhten Einbildungskraft stellen sich Bilder und Gegenstände dar, die der Tugend äußerst gefährlich werden können. „Bey dem Tanze wurde der erste Funke der Wollust in mein Herz gelegt,“ so würde manche Verführte sagen, wenn sie nur reden dürfte. Die Trunkenheit ist ohnehin die Mutter der Verschwendung, der Zänkereyen

nd der Sünden der Unlauterkeit. Was ich hier age, das hat uns schon längst Salomon in den Sprichwörtern gesagt. Wer, so fragt Salomon, wer hat Schmerz? Wer hat Elend? Wer hat Zank? Wer hat Klage? Diejenigen, so gibt er die Antwort auf diese Fragen, diejenigen, welche beym Weine sitzen. Deßwegen setzet er auch den wohlmeinenden Rath hinzu, und sagt: Siehe den Wein nicht an, daß er roth ist; daß er im Becher so schön siehet, und glatt hinunter geht. Zuletzt beißt er, wie eine Schlange, und ergießt sein Gift, wie der Basilisk. Deine Augen werden nach fremden Weibern sehen, und du wirst verkehrte Dinge reden. Du wirst seyn, wie einer, der in der Tiefe des Meeres schläft, oder wie einer, der zu oberst auf dem Mastbaume schläft. Diese letzten Worte zeigen die Gefahr an, in welcher sich der Betrunkene befindet, Sprichw. 23.

Hütbet euch also, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen, Luk. 21, 34. Seyd keine Sclaven der sinnlichen Lüste, denket an die Worte Pauli: Die sich dieser Welt gebrauchen, schreibt er, sollen sie nicht mißbrauchen; denn die Gestalt dieser Welt vergeht, am 1 Kor. 7, 31. Denket an den Ausspruch des Apostels Johannes, die Welt und ihre Begierlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt ewiglich, 1 Br. 2, 17. Die rohen sinnlichen Menschen mit allen Wollüsten, denen sie sich in diesem Erdenleben ergeben, hören einst auf, wer aber in allem nach den Vorschriften des Christenthums lebt, erlangt ein frohes ewiges Leben. Wenn ihr von andern zum Fressen, Saufen und zu erhitzenden Tänzen angereitzt, und darüber ausgespottet werdet, daß ihr nicht mitmachet, so erinnert euch der Worte der heil. Schrift:

Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Seyd in allen sinnlichen Vergnügen mäßig. Seyd endlich dabey auch ehrbar.

III.

Bey allen unseren Lustbarkeiten und Ergetzungen soll jederzeit die größte Ehrbarkeit herrschen. Fern sollen alle jene Vergnügungen seyn, die an sich sündhaft sind. Dergleichen sind muthwilliger Scherz mit heiligen Dingen, Hohn und Spott, wodurch man den Nebenmenschen lächerlich machet, besonders unreine Lieder und Gespräche, Zotten und Possen, durch die man seine Seele beflecket, und den Nächsten ärgert. Schändliche und thörichte Reden, unanständige Scherze sollen unter euch nicht Statt finden, schreibt Paulus, Eph. 5, 4. Dagegen empfiehlt uns eben dieser Apostel die Wohlanständigkeit. Uebrigens, meine Brüder, schreibt er, was wahrhaftig, was wohlanständig, was gerecht, was keusch, was liebenswürdig und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein Lob ist, darauf seyd bedacht, Philipp. 4, 8. Durch unser ganzes Verhalten, durch unsere Mienen, Geberden und Worte sollen wir zeigen, daß wir Achtung gegen uns selbst, und gegen unsere Nebenmenschen haben, und daß wir von dem Gedanken durchdrungen seyen: Gott ist bey uns. Die Ehrbarkeit verbreitet über unser ganzes Wesen den lieblichsten Glanz, denn in ihr spiegeln sich die Tugenden unsers Herzens.

O, die Ehrbarkeit ist meisten Theils von den Orten der Freude und der Lustbarkeiten vertrieben! Man erlaubt sich an solchen Orten alles, freche Blicke, är-

gerliche Stellungen, schamlose Worte. Ahmet jenen nicht nach, welche sich dieses erlauben. Euerm Munde entwische keine leichtsinnige Rede, welche die Ehrbarkeit beleidiget. Gegen die sündlichen Reden Anderer verschließet eure Ohren, und von ihren unerlaubten Handlungen wendet eure Augen hinweg; oder was noch besser ist, von dem Orte, wo Böses sprochen oder gethan wird, entfernet euch, und gehet nach Hause. Die stille Freude des belohnenden guten Gewissens zu Hause, wird jene der sinnlichen Ergetzungen, bey denen Böses geschieht, weit übertreffen.

So genießet die sinnlichen Freuden und Ergetzungen! Genießet sie in der Absicht, um euch durch sie zu erhohlen, zur Arbeit, zur Pflicht zu stärken! Genießet sie mit Mäßigung, nur im gehörigen Maße genossenes Vergnügen ist stärkend! Genießet sie in Ehrbarkeit, so wie es Christen, die zur Würde der Kinder Gottes erhoben sind, zustehet! Auf solche Weise genossene Freuden, sind Freuden in dem Herrn. Erfreuet euch allezeit in dem Herrn; ich sage es abermahl, erfreuet euch. Amen.

Am Feste der Empfängniß Mariä.

Wie wohl wir bey dem Besitze der Unschuld daran seyen.

Text.

Selig sind, die eines reines Herzens sind; denn sie werden Gott anschauen, Matth. 5, 8.

Maria kam rein und unbefleckt aus der Hand ihres Schöpfers, wir nennen deßwegen ihre Empfängniß unbefleckt. Sie blieb aber auch unbefleckt, nie hatte sie ihre natürliche Unschuld verloren; sie hat durch keine vorsätzliche Sünde jemahls ihr Gewissen beflecket, wir nennen sie deßwegen mit Recht eine reine Jungfrau, und eine unbefleckte Mutter.

Das ist schön, wenn man in sein vergangenes Leben zurücksehen kann, und in demselben nichts erblicket, welches einem die Schamröthe ins Gesicht treibet. Sehet einmahl ein Kind an! Seine Stirn ist so heiter, seine Miene so freundlich, was ist es, das uns an ihm so sehr gefällt? Seine Unschuld ist es. Sehet einmahl einen rechtschaffenen Mann an! Er schauet nicht ängstlich um sich her, er spricht mit Zuversicht, er fühlt den ganzen Adel eines Menschen. Was macht ihn so furchtlos, so zuversichtlich, was flößet ihm einen so edeln Stolz ein? Die Unschuld ist es. Bey dem Bewußtseyn seiner Unschuld sieht man

man ohne Schamröthe in sein vergangenes Leben zurück, bey der Unschuld ist man so heiter, so freundlich, und gefällt allen so wohl, wie ein schuldloses Kind; bey der Unschuld lebt man ohne Furcht, und erkennet ganz die Würde der Menschheit.

O, wären wir so rein, so unbefleckt, so unschuldig, wie es Maria war, wie selig müßten wir seyn, wie wohl wären wir daran!

Ich will euch heute zeigen:

Wie wohl man bey dem Besitze der Unschuld daran sey.

1) Zeige ich, was man unter Unschuld verstehe;

2) Wie wohl man bey dem Besitze derselben daran sey.

Schenket mir auch heute wieder, wo ich einen so schönen Gegenstand behandle, eure Aufmerksamkeit.

I.

Er ist noch unschuldig, oder ich bin noch unschuldig, sagt man oft, und darunter versteht man gewöhnlich nicht mehr, als man habe noch keine Sünde wider die Keuschheit begangen. Die Keuschheit gehört freylich auch zur Unschuld, aber diese Tugend allein macht doch die Unschuld noch nicht aus, zur Unschuld gehört viel mehr. Was gehört denn zur Unschuld?

Zur Unschuld gehört erstlich, daß man frey sey von bösen Thaten. Wer aus euch kann mich einer Sünde überzeugen? sprach Jesus; seine ärgsten Feinde selbst konnten ihn mit Grund keiner bösen That be-

schuldigen, aber auch sein Gewissen, der unbestechliche Richter, und strengste Ankläger warf ihm keine verübte böse That vor. Auch Maria war so keusch, so demüthig, so menschenfreundlich: auch von ihr läßt sich glauben, daß sie nie vorsätzlich eine böse That verübt habe.

Wir thun oft so viel Böses. Wir verletzen das Eigenthum anderer, ihre Ehre und Vermögen, wir lügen, fluchen und schelten; wir begehen abscheuliche Sünden der Völlerey und der Unzucht. Von allen solchen bösen Thaten war Jesus, und auch seine Mutter Maria frey.

Oder, wenn wir auch, etwa aus Furcht vor der Strafe, das Böse nicht selbst thun, so verleiten wir doch durch Befehl, durch Rath andere dazu; oder wir billigen das Böse an ihnen, oder verhindern es nicht, wo wir doch oft könnten, wenn sie im Begriffe sind, es zu thun. So machen wir uns fremder Sünden schuldig. Wer Böses thut, dazu anreitzet, es billiget, oder, wo er kann, nicht verhüthet, muß eine böse Gesinnung, einen bösen Willen, oder ein verderbenes Herz haben. Nur ein böser Baum, sagt Jesus, bringt böse Früchte, Matth. [illegible]
Nur ein böser Mensch bringt [illegible]
Böses hervor, Matth. 12 [illegible]
Herzen kommen die bö[illegible]
Ehebrüche, Hurerey [illegible]
Lästerungen: die[illegible]
15, 19.

Jesu[illegible]
er hat [illegible]
ihnen [illegible]
abz[illegible]
ze[illegible]

Wie oft hat er die Scheinheiligkeit und Häucheley an den Pharisäern mißbilliget? Wie viele Mühe hat er sich gegeben, um Zöllner und Sünder von ihrem bösen Leben zu entwöhnen? Er hatte also einen innerlichen Abscheu, ein Mißfallen an dem Bösen, er war also auch frey von bösen Gesinnungen: und das wird zweytens zur Unschuld erfordert. Maria muß wohl auch frey von bösen Gesinnungen gewesen seyn; denn schon der Gedanke, ihre Tugend möchte leiden, schon die entfernte befürchtete Gefahr zur Sünde, setzte sie in Unruhe und Verwirrung. Luk. 1, 29. Jesus war also unschuldig, auch Maria war unschuldig; denn beyde waren frey von bösen Gesinnungen sowohl, als von bösen Thaten: und das haben wir unter der Unschuld eines Menschen zu verstehen; diese zwey Stücke: daß er von bösen Gesinnungen, und von bösen Thaten frey sey.

Gänzliche Fehlerlosigkeit wird zwar bey uns Menschen nie angetroffen. Oder wo ist der Reine, der nichts auf seinem Herzen oder Gewissen hätte? Wer will einen Reinen finden bey denen, da keiner rein ist? Hiob 14 [illegible] Allein, wenn wir auch nie von allen [illegible] frey seyn werden, so sollen wir [illegible] gegen Gebet und [illegible] wenigstens [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] thun, es [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] welche [illegible] Losspre- [illegible] der Sünden hal- [illegible] zu bekehren glauben,

auch einmahl, fällt er einmahl auch wirklich, so ist das nicht Boßheit, es ist menschliche Schwachheit; und man kann ihm da noch nicht die Unschuld absprechen. Es gehört also zur Unschuld eines Christen wenigstens so viel, daß er keine Freude am Bösen habe, und von vorsätzlichen Sünden frey sey. Und sehet! diese Unschuld können, und sollen wir alle haben. Wohl uns, wenn wir sie besitzen! ihr Besitz lohnet uns mit überschwenglichen Freuden.

II.

Bey dem Besitze der Unschuld, dem Bewußtseyn nie Böses gewollt, nie vorsätzlich Böses gethan zu haben, erkennt man den inneren Adel, den man als Mensch hat, die Würde, die uns zu Kinder Gottes machet. Man sagt es uns oft, daß wir vortreffliche Geschöpfe seyen, daß wir uns selbst hochachten und ehren sollen. Schon Moses sagt es: wir wären nach dem Bilde Gottes erschaffen, Mos. 1, 27. Der Apostel Johannes sagt es ausdrücklich: Wir sind Kinder Gottes, 1 Joh. 3, 2. Aber wir verstehen diese Sprache nicht. Die Sünde drückt uns nieder. Wie könnten wir auch etwas Großes an uns selbst finden, da wir uns mehr, wie Thiere, den niedrigen sündlichen Lüsten überlassen? Unzucht, Völlerey, Ungerechtigkeit, Geitz, Neid und andere Laster, die uns so gemein sind, lassen uns nie zum Begriffe unserer Hoheit gelangen: wir müssen uns vor uns selbst schämen. Lasset uns einmahl böse sinnliche Lüste bekämpfen, jeder Versuchung zur Sünde nähmlich widerstehen! Lasset uns einmahl nach der Erkenntniß, welche wir vom Guten haben, handeln! Lasset uns nie vorsätzlich Böses

hun! O, dann werden wir unsere Größe erkennen! Dann werden wir wünschen, daß wir nicht der Erde angehören! Mag uns dann auch aller äußere Glanz von Ehre und Glücksgüter abgehen: wir werden schon darauf stolz seyn, und der bloße Gedanke wird unsere ganze Seele erheben, der Gedanke: Ich bin ein Mensch.

Bey dem Besitze der Unschuld sind wir furchtlos. Geliebte! schreibt Johannes, wenn uns unser Herz nicht bestrafet, dann haben wir Zutrauen zu Gott, 1 Joh. 3, 21. Der Unschuldige blickt froh zu Gott hinauf, nichts schreckt ihn vor dem Allheiligen zurück: deßwegen sagt Jesus: „die reines Herzens sind, werden Gott anschauen.“ Mag die Erde beben, mag der Donner brüllen und sich Blitze am Himmel durchkreuzen: mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennet, ist in der Höhe, Hiob 16, 20. denkt er; fürchtet von dem Herrn der Natur keine Strafe, weil er weiß, daß er keine verdient habe. Auch vor den Menschen fürchtet sich der Unschuldige nicht. Er geht eben so ruhig zum Gerichte, wie zu einem seiner Freude. Was sollte er scheuen? Wer redlich handelt, sagt Christus, der scheut das Licht nicht; er tritt an das Licht hervor, Joh. 3, 21. Glücklich der Mensch, der so furchtlos sein Leben dahin bringen kann!

Bey dem Besitze der Unschuld haben wir die zuversichtliche Hoffnung der seligen Unsterblichkeit. Wenn ihr nach dem Fleische lebet, schreibt Paulus, werdet ihr sterben, wenn ihr aber die Werke des Fleisches durch den Geist abtödtet, werdet ihr leben, Röm. 8, 13. Wenn wir Kinder Gottes sind, sagt der nähmliche Apostel, so sind wir auch Erben Gottes, nähmlich Erben der von Gott verheissenen

Glückseligkeit, Röm. 8, 17. Die Unschuld nährt die Hoffnung. Je schuldloser wir sind, desto gewisser sind wir der Unsterblichkeit. Der Sold der Sünde ist der Tod, mithin der Sold der Tugend ewiges Leben. Daß ich Wahrheit rede, davon könnet ihr euch leicht überzeugen. Wollet und thuet nichts Böses mehr, und ihr werdet es an euch selbst erfahren: daß euer Glaube an eine glückliche Fortdauer in dem Maße zunehme, als eure Liebe zum Bösen abnimmt.

Da sehet ihr nun, warum Jesus die Unschuldigen, jene, die reines Herzens sind, selig heisset. Er nennet sie selig, weil sie den Adel erkennen, den sie als solche Menschen haben; weil sie ohne Furcht vor Gott und den Menschen leben können; weil sie in sich die zuversichtliche Hoffnung des ewigen, besseren Lebens nähren. So sey mir denn gegrüßt, holde Unschuld! du adelst meine Seele, du machst mich furchtlos, du pflanzest mir die tröstlichste aller Hoffnungen ins Herz!

So thuet denn nie vorsätzlich Böses! Machet euch nie auf irgend eine Weise einer Sünde schuldig! Nur im Besitze der Unschuld ist man wohl daran. Amen.

Am vierten Advents-Sonntage.

Welche Hindernisse auf Seite des Verstandes und Herzens der wahren Buße des Menschen besonders im Wege stehen.

Text.

Da kam er in alle Gegenden des Jordans, und predigte die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden, Luk. 3, 3.

Dem sündigen Menschengeschlechte ist von jeher nichts mehr und nachdrücklicher gepredigет worden, als Buße. Buße hat Johannes der Täufer, Luk. 3, 3, Buße hat Jesus Christus, Matth. 4, 17.; Buße haben die Apostel gepredigет, Apostelg. 3, 19.

Ohne Buße gibt es keine Nachlassung der Sünden, und Sünder sind wir alle. Es ist kein Unterschied, sagt Paulus von den Juden und Heiden, sie sind allzumahl Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen, Röm. 3, 22 und 23. Wer will einen Reinen finden bey denen, da keiner ist? Hiob 14, 4. Und wenn wir sagen, schreibt Johannes, wir haben keine Sünde, so betriegen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns, 1 Joh. 1, 8. Die Buße ist uns also allen ohne Unterschied nothwendig.

Worin die wahre Buße bestehe, das lehret uns die h. Schrift aufs deutlichste. In Christo, schreibt Paulus, gilt weder die Beschneidung, noch die Vorhaut etwas, sondern ein neues Geschöpf, Gal. 6, 15. Deßwegen ermahnet eben dieser Apostel die Epheser, daß sie den alten, durch die Lüste des Irrthums verdorbenen, den Menschen nach dem vorigen Wandel ablegen; daß sie in dem Geiste ihres Gemüthes erneuert werden; daß sie einen neuen Menschen anziehen sollten, Eph. 4, 22—25. Das Christenthum verlangt also einen neuen, einen ganz gebesserten Menschen. Wir dürfen nicht mehr die Menschen bleiben, welche wir vorher waren; es muß eine völlige Umänderung mit uns vorgehen, der innere und äußere Mensch, unser Herz und Wandel müssen gebessert werden. Alle Thäler, wie sich Johannes ausdrückt, sollen ausgefüllet, alle Berge und Hügel abgetragen, was krumm ist, soll gerade, und was ungleich ist, ebener Weg werden. Eine solche Buße ist uns zur Nachlassung unserer Sünden nothwendig.

Woher kommt es denn aber, daß wenige Menschen eine solche Buße wirken, daß die meisten keine bessere Denk- und Handlungsweise annehmen? Was stehet denn dieser Buße, der völligen Besserung des Menschen vorzüglich im Wege?

Ich will euch heute einmahl zeigen:

Welche Hindernisse auf Seite des Verstandes und Herzens der wahren Buße des Menschen besonders im Wege stehen.

1) Zeige ich, welche Hindernisse auf Seite des Verstandes;

2) Welche Hindernisse auf Seite des Herzens der wahren Buße des Menschen im Wege stehen.

Seyd aufmerksam.

I.

Das erste Hinderniß der wahren Buße auf Seite des Verstandes ist der Irrthum, daß man seine Sünden durch etwas anders, als durch ernstliche Lebensbesserung wieder austilgen, und gut machen könne.

Niemand will in seinen Sünden bleiben und darin sterben, jeder will die Nachlassung derselben erhalten, aber die Besserung fällt schwer, was thun deßwegen die Menschen? Sie überreden sich, daß man auch ohne mühevolle Lebensbesserung Verzeihung der Sünden erhalten könne, und lassen bald dieses, bald jenes für Buße gelten. Den Juden waren Sündopfer vorgeschrieben, 3 Mos. 4, 2. Diese Opfer waren unter so mancherley Umständen zu verrichten, daß sie denen, welche sie bringen mußten, äußerst beschwerlich fielen. Sie sollten dadurch theils von Sünden abgeschreckt, theils an ihre Sündhaftigkeit, mithin an eine nothwendige Besserung errinnert werden. Aber was thaten die Juden? Sie ließen es bey den bloßen Opfern bewenden, dachten, es wäre damit alles Böse wieder getilgt und gut gemacht, und blieben, was sie waren. Ich will kein Rind aus deinem Hause, aus deinen Händen keinen Bock. . . . Wer Dank mir opfert, ehret mich, wer Acht auf seinen Wandel gibt, dem zeig' ich göttlich Heil, sagt der Sänger Davids Assaph, Ps.

49. Und David sagt: Du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte sie geben, Brandopfer gefallen dir nicht. Opfer die Gott gefallen, sind ein zerknirrschter Geist; ein zerknirrschtes und zerbrochenes Herz wirst du, Gott! nicht verwerfen, Ps. 50. Vom Bösen ablassen, sagt Sirach, ist Gott wohlgefällig, und dem Unrechte entsagen, ist ein Söhnopfer, Sir. 35, 3. So mußte man die Juden immerhin auf wahre Buße hinweisen, und daraus sehet ihr, daß sie ihre Opfer für Mittel zur Nachlassung ihrer Sünden gelten ließen, die Besserung versäumten, und deßhalb mehrmahl ernstlich mußten zurecht gewiesen werden. Einige thaten sich schon darauf vieles zu gut, und lebten ohne Buße, weil sie von Abraham einem frommen Manne abstammten, und, wie sie dachten, allein zum Volke Gottes gehörten, Luk. 3, 8.

Den Christen ist das Bekenntniß ihrer Sünden, die Beicht vorgeschrieben. Die Beicht soll ein Mittel seyn, wodurch ihre Besserung bewirkt wird. Sie sollen vor derselben in sich zurückgehen, ernstlich den Zustand ihres Gewissens erforschen, und nachdem sie ihr Herz dem Beichtvater geöffnet haben, die Ermahnung und die besonderen Mittel zu ihrer Besserung vernehmen. Nur unter der Voraussetzung erhalten sie die Lossprechung von ihren Sünden, daß sie dieselben nicht mehr, sondern statt ihrer das Gute thun wollen. Aber was thun die Christen? Sie thun, was dem Buchstaben nach zur Beichtanstalt gehört. Sie erforschen so überhaupt ihr Gewissen, sagen eine Formel der Reue mit dem Vorsatze her; sie klagen sich über ihre Sünden an, und verrichten darauf noch einige Gebethe. Thun sie denn aber auch, was der Geist der Beichtanstalt fordert? Aendern sie Gesinnungen und Wandel? O, sie sind nach ihrer Beicht

eben so eigensinnig, eben so geschwätzig, eben so lügenhaft, eben so zornmüthig und faul; kurz, eben so böse, als sie zuvor gewesen sind: ein trauriger aber offenbarer Beweis, daß sie die Beicht schon für die Buße halten, und an keine Bekehrung oder Besserung denken! doch weil sie nicht ohne alles Verdienst seyn wollen, so bethen sie, berufen sich auf die Verdienste Jesu Christi um die Menschen, auf ihren Christennahmen, und noch einige andere äußeren Werke und dabey lassen sie es dann bewenden.

Das andere Hinderniß der wahren Buße auf Seite des Verstandes ist der Irrthum, daß man im Alter noch Zeit habe, seine Sünden abzulegen, gut zu machen, und sich zu bessern. Einer der schädlichsten Irrthümer! Bey ihm schiebt man die Lebensbesserung von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern auf. Neid, Haß, Schadenfreude, Stolz, Habsucht, Geiz und Wollust fassen nach und nach immer tiefere Wurzel im Herzen. Fluchen und Schelten, Verachtung anderer, Wucher und Betrug, Verführung der Unschuld sind die alltäglichen Früchte eines solchen verdorbenen Herzens: nun bessere man sich! Wenn der Tod auch verzögert, so ist man jetzt des Bösen schon zu sehr gewohnt, das Gefühl für Recht und Tugend ist abgestumpft und weil die Bekehrung mit jedem Tage beschwerlicher wird, so schiebt man sie immer noch weiter hinaus: und die Folge davon ist? Man stirbt in seinen Sünden.

Sehet da die Hindernisse einer wahren Lebensbesserung auf Seite des Verstandes! Jene, welche so verblendet sind, daß sie schon Beicht und Lossprechung für hinlänglich zur Vergebung der Sünden halten, oder im Alter sich noch zu bekehren glauben,

werden niemahls der Buße würdige Früchte hervorbringen.

Es gibt auch noch Hindernisse auf Seite des Herzens, welche einer wahren Lebensbesserung im Wege stehen.

II.

Auf Seite des Herzens sind es erstens der Weltsinn, zweytens die lange Gewohnheit im Sündigen, drittens der Abscheu vor den Beschwernissen einer ernstlichen Besserung und eines frommen Lebens, welche eine wahre Buße verhindern.

Der irdische oder Weltsinn stehet der wahren Lebensbesserung gerade im Wege, und dieser ist der Sinn der meisten Menschen. Sie lieben nur, was die Welt hat, und trachten nur nach ihren Gütern. Sehet, wie sie rennen und laufen, wie sie arbeiten und schwitzen, wie sie ängstlich sich um Brot bewerben, wie sie immer mehr als andere werden wollen, und wie vergnügt sie sind, bey Tanz, Wein und Spiel! Wann lassen sie es sich eben so angelegen seyn, einen begangenen Fehler zu verbessern, einen zugefügten Schaden zu vergüten, von einer bösen Gewohnheit sich loszureissen? Wie oft denken sie an die Freuden dieser Welt, und wie wenig an Gott, Tod und Ewigkeit? Wie viel thun sie für ihren Leib, und wie wenig für ihre Seele? Das beweiset genug, wie wenig ihnen an innerer Herzensgüte, an Tugend gelegen sey. Wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz. So lange ihr euern verkehrten Sinn nicht ändert, nicht dieses Leben als Vorbereitung zu einem künftigen, ewigen Leben ansehet; nicht glaubet, daß vor Gott nichts gelte als Tugend und Recht-

schaffenheit, und daß ihr nur durch seinen Beyfall und innere Würde erlanget, so lange werdet ihr euch wenig darum bekümmern, ob ihr böse oder gut seyd. Der Weltsinn verträgt sich nicht mit Buße oder Besserung.

Eine lange Gewohnheit im Sündigen verhindert auch die Buße. Die Gewohnheit wird zur anderen Natur. Wer sich oft berauscht, dem ist nirgends mehr wohl, als beym Weinglase. Wer seine bösen Begierden zur Unkeuschheit mehrmahl befriediget, wird kaum einer neuen Versuchung zur Wollust Widerstand leisten. Warum bleiben die meisten Flucher bey ihren alten Flüchen, die Lügner bey ihren Lügen, die Diebe bey ihren Ungerechtigkeiten? Darum, weil sie daran gewöhnt. Es ist zwar nicht unmöglich, böse Gewohnheiten abzulegen, allein es kostet Mühe und Ueberwindung sich aus ihren Stricken herauszuwickeln, und diese mag man sich nicht gefallen lassen, und das ist zugleich das dritte Hinderniß der wahren Buße.

Der Abscheu vor den Beschwernissen der Besserung ist es endlich, welcher derselben im Wege stehet. Die Besserung ist mit mancherley Beschwernissen verknüpft. Ohne Kampf wird keine Versuchung überwunden, ohne Mühe keine Sünde abgelegt, ohne Anstrengung keine Tugend erworben. Es ist schwerer, Sünden und Laster, als ganze Völker besiegen. Jeder Sünder macht zu Zeiten fromme Vorsätze, aber die meisten werden ihnen deßwegen wieder untreu, weil sie sich nichts, was Mühe kostet, ihrer Besserung und der Tugend zu Liebe, mögen gefallen lassen.

Nun kennet ihr die Hindernisse der wahren Buße. Sie sind auf Seite des Verstandes der Irrthum,

als könne man auch ohne ernstliche Lebensbesserung Nachlassung seiner Sünden erhalten, und der Wahn, im Alter habe man noch Zeit sich zu bessern. Auf Seite des Herzens sind es Weltsinn, böse Gewohnheiten, Abscheu vor der Mühe, welche die Buße kostet. Diese Hindernisse müsset ihr hinwegschaffen, wenn es euch um eine solche Buße, welche die Vergebung der Sünden bewirket, zu thun ist. Ihr müsset fest überzeugt seyn, daß es ohne ernstliche, ohne mühevolle und dauerhafte Besserung keine Verzeihung der Sünden gebe, und daß es zu spät sey, noch im Alter diese Besserung vorzunehmen. Ihr müsset euern Weltsinn ablegen, eure bösen Gewohnheiten besiegen, euch alle Beschwernisse der Besserung gefallen lassen. Nicht eher, als bis ihr alle Hindernisse beseitiget, und euch wahrhaft bessert, thuet ihr wahre, christliche Buße. Amen.

Am Weihnachtsfeste.

Was uns Jesus von Gott, und worin er uns unsere Glückseligkeit zu suchen gelehret habe.

Text.

Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Luk. 2, 14.

Zwey Stücke wünschten die Engel in ihrem Lobgesange, den sie bey der Geburt Jesu Christi anstimm-

ten. Sie sangen: „Ehre sey Gott in der Höhe," sie wünschten also ernstlich, daß Gott an allen Orten von allen Menschen recht erkannt, geliebt und geehret werden möchte. Sie sangen: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willen sind," sie wünschten also auch zweytens, das gutgesinnten Menschen Frieden, das ist eine wahre, dauerhafte Glückseligkeit zu Theil werden möchte.

Was die Engel in ihrem Logesange bey der Geburt Christi wünschten, daß suchte Christus seine Lebenszeit hindurch zu bewirken. Wenn wir seine Lebensgeschichte durchgehen, wenn wir die Lehren betrachten, welche er allenthalben ertheilte, die Absicht der Wunder, welche er wirkte, das schöne Beyspiel, mit welchem er uns voranging, so finden wir, daß er es hauptsächlich darauf anlegte, die Menschen Gott und den Weg kennen zu lehren, auf welchem sie zu ihrer Bestimmung, zur Tugend und Glückseligkeit gelangen möchten. Und hätte Christus mehr, und etwas Besseres thun können?

Die heidnischen Völker, die Griechen und Römer rühmten an ihren Festtagen das Verdienst, welches sich große Männer, die sie unter die Zahl ihrer Götter aufgenommen hatten, um das Vaterland, um die Künste und Wissenschaften, oder um den Ackerbau erwarben. Hätte sich Christus ein größeres Verdienst um das menschliche Geschlecht erwerben können, als er sich durch die Verbreitung einer besseren Religions- und Sittenlehre erworben hat, wodurch allein dem Menschen eine wahre Glückseligkeit zu Theil werden kann?

Ich will deßwegen am Geburtsfeste Jesu Christi dabey stehen bleiben, und zeigen:

Was Jesus von Gott, und worin er uns unsere Glückseligkeit zu suchen gelehret habe.

1) Zeige ich, was er uns von Gott gelehret habe;

2) Zeige ich, worin er uns unsere Glückseligkeit zu suchen lehrte.

Gebet recht Acht, denn daraus lernt ihr, aus welcher Absicht uns Gott seinen Sohn, Jesum Christum gesandt habe.

I.

Vor allen suchte Jesus sein Leben hindurch Gott, seinen himmlischen Vater zu verherrlichen, das heißt die Erkenntniß und wahre Verehrung Gottes unter den Menschen zu verbreiten. Die Heiden lebten in der tiefesten Unwissenheit, in der Abgötterey, und wußten, einige Weisen unter ihnen ausgenommen, von Gott dem Urheber aller Dinge, und heiligen Gesetzgeber nichts. Unter den Juden war die reine Gotteserkenntniß auch in Verfall gerathen, und so sehr die Propheten sich bemüheten, bessere Begriffe von Gott in Umlauf zubringen, so richteten sie bey ihrem großen Eifer, und mit all ihrer Mühe doch wenig aus. Die Juden hegten das Vorurtheil, als sey Gott nur ihr Gott, und würdige nur sie seines besonderen Wohlgefallens; sie glaubten nicht, daß Gott auch die Heiden liebe, auch sie beschütze, und für sie sorge. Sie hegten ferner das Vorurtheil, daß Gott schon zufrieden sey, wenn man ihm mit Ceremonien und Opfern ehre. Diese Vorurtheile waren die Ursache,

sache, daß sie die Heiden als von Gott verworfene Menschen haßten, auch die Ursache, daß sie Gott nicht mit einem reinen Herzen und rechtschaffenen Wandel zu verehren suchten. Bey Menschenhaß und aller Lasterhaftigkeit glaubten sie doch die Lieblinge Gottes zu seyn, und glücklich zu werden. Ganz anders suchte Jesus die Menschen von Gott denken zu lehren. Seine Lehre von Gott war diese.

Gott ist seiner Natur nach, sprach er, ein Geist, nicht so ein körperliches Wesen wie wir, er ist ein sittliches, ein heiliges Wesen, welches nothwendig nur am Guten und am Gutesthun seine Freude findet. Gott ist der Alleingute, so gut auch die Menschen seyn mögen, so ist doch niemand so gut, als Gott. Gott ist in Hinsicht der Menschen ein liebevoller Vater, ein Vater aller Menschen, nicht parteyisch, er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, er läßt regnen auf den Acker des einen, wie auf den Acker des andern, er thut nähmlich nicht bloß einem Volke wohl, sondern auch den heidnischen Völkern, welche die Juden böse und gottlos nennen. Gott ist ein Wesen, das alles regieret, anordnet, und versorget, ohne sein Vorherwissen fällt kein Sperling vom Dache, und ohne seinen Willen kein Haar von unserm Haupte. Gott schauet ins Verborgene, keine That im Verborgenen entgehet ihm, nichts wahrhaft Gutes bleibt von ihm unbelohnt. Gott kennet unsere Bedürfnisse, wir brauchen sie ihm nicht ängstlich und reihenweise herzuzählen. Dieses war die Lehre Jesu von Gott.

Aus dieser Lehre von Gott zog Jesus seine Folgerungen. Weil Gott ein Geist ist, sprach er, so müsset ihr nicht glauben, als wäre er mit einer Ceremonien- und Opferverehrung zufrieden, ihm gefällt

nur die Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, nähmlich ein Herz voll guter Gesinnungen, und ein Wandel begleitet von schönen Werken; gut denken, gerecht und liebevoll handeln, das ist Gottesdienst. Weil Gott euer liebevolle Vater ist, so müsset ihr ihn auch gern, von der Liebe getrieben, gehorchen, nicht wie Knechte und Sclaven ihren Herrn, sondern wie gute Kinder ihren Vater. Weil Gott euer Vater ist, mithin ihr seine Kinder seyd, so müsset ihr auch das Göttliche in euch wecken, müsset Gott ähnlich werden, müsset in allen Stücken und allezeit schön und edel handeln, müsset nicht wie die Thiere euch blindlings den sinnlichen Neigungen und Trieben überlassen. Weil Gott aller Menschen Vater ist, so müsset ihr euch auch alle als Kinder eines und des nähmlichen Vaters ansehen, müsset einander nicht anfeinden, hassen und verfolgen, sondern einander wechselseitig lieben, und auch vorzüglich der Verlassenen, Irrenden und Kranken annehmen, und müsset auf diese Art des Werkzeug Gottes seyn, durch welches er auf die Leidenden wirken will. Weil Gott für alles sorgt, alles anordnet und regieret, so müsset ihr niemahls ängstlich zittern und zagen, in allen Umständen müsset ihr ein kindliches, felsenfestes Vertrauen auf ihn setzen. Weil Gott ins Verborgene siehet, so müsset ihr auch da recht handeln, wo kein menschliches Auge auf euch gerichtet ist, und wenn es euch schwer fällt Arbeiten zu thun, die für eure Person keinen Gewinn bringen, so müsset ihr denken; Gott ist mein Lohn, sein Wohlgefallen muß mir genug seyn, u. s. w.

Solche Lehren von Gott suchte Jesus selbst und durch seine Jünger unter Juden und Heiden zu verbreiten, und solche schöne Folgen zog er aus dem Be-

griffe, den er von Gott aufstellte. Hätte er mehr zur Beförderung der Ehre Gottes thun, hätte er Gott auf Erden besser verherrlichen können? — Nun worin lehrte er uns unsere Glückseligkeit suchen?

II.

Außer den schönen Lehren von Gott, und den wichtigen Folgen, welche er aus ihnen zog, trug Jesus noch besondere Sittenregeln vor, durch deren Befolgung die Menschen ihre Bestimmung erreichen, und eine dauerhafte Glückseligkeit finden sollten. Die Menschen suchen ihre Glückseligkeit gewöhnlich in Dingen, welche außer ihnen sind; sie preisen diejenigen glücklich, die reich und vornehm sind, die einen prächtigen Aufzug machen, die in Ueberfluß und Vergnügen leben können. Mit diesem Vorurtheile waren auch die Juden behaftet. Sie hofften, daß ihr Messias eine goldene Zeit herbeyführen, und sie einer großen Glückseligkeit theilhaftig machen werde. Sie setzten diese Glückseligkeit in ein üppiges Wohlleben auf Erden, und glaubten ein solches üppiges wollüstiges Leben führen zu können, in dem mächtigen Reiche, welches der Messias auf Erden gründen würde. Diesem Vorurtheile arbeitete Jesus durch seine Sittenlehre entgegen. Die wahre Glückseligkeit, sprach er, findet der Mensch nicht in Dingen außer ihm. Was außer dem Menschen ist, Reichthum, glänzende Vorzüge, mannigfaltige Lustbarkeiten kann der Mensch verlieren. Was außer dem Menschen ist, kann ihn im Leiden nicht trösten, kann ihn, wenn er böse und lasterhaft ist, nicht vor Reue und Kummer, nicht vor den Vorwürfen seines Gewissens, auch nicht vor der Verachtung seiner selbst und an-

derer Menschen bewahren. Die wahre Glückseligkeit des Menschen liegt in ihm selbst, sie liegt in seiner guten Denkungsart, in seinem guten Verhalten, und in dem, was daraus entspringet, in dem Gefühle seines inneren Werthes, und in der Zufriedenheit mit sich selbst. Wer immer das thut, was das Gewissen fordert, was recht und gut ist, der wird allezeit Freude und Trost von innen haben, wenn ihn auch die Freude von außen fehlen sollte. Selig sind deßwegen nicht die Reichen, nicht jene, welche in Würden leben, kostbar essen und trinken, welche mancherley Lust genießen; selig sind die Armen im Geiste, jene, welche ihr Gemüth nicht an zeitliche Güter häften, sondern ihre Seligkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten suchen. Selig sind deßwegen nicht die Mächtigen, nicht jene, welche ihre Feinde besiegen, und große Eroberungen machen, selig sind die Sanftmüthigen, jene, welche Krieg, Prozesse, Zank und Streit von sich entfernen, und Unbilden und Beleidigungen großmüthig übertragen. Selig sind deßwegen nicht die Geitzigen, nicht jene, welche Schätze auf Schätze häufen, und sie ungebraucht in ihren Kästen einschließen, selig sind die Barmherzigen, jene, welche mit ihrem Vermögen ihre dürftigen und nothleidenden Brüder erfreuen. Kurz, selig sind nur jene, welche hungern und dursten nach der Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit besteht bloß darin, daß man grobe Laster scheuet, den Todtschlag, den Ehebruch, die Hurerey. Den Alten ist gesagt worden: du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen: dieses ist eine unvollkommene Gerechtigkeit. Auch der ist schon ungerecht, welcher über seinen Bruder zürnet, welcher ein Weib mit einem lüsternen Auge ansieht. Diese Gerechtigkeit bestehet auch nicht bloß in einer äußeren Werk-

heiligkeit, nicht im Bethen, Fasten und Almosen geben aus Scheinheiligkeit und niedrigen Nebenabsichten. Die wahre Gerechtigkeit fordert ein reines Herz, eine Seele, welche die böse Gesinnung, wie die böse That verabscheut, und das Gute aus reiner Absicht verrichtet, nähmlich weil es gut ist. Selig sind, die eines reinen Herzens sind. Solche Menschen sind selig, und wenn sie auch nach der Sprache sinnlicher Menschen übel daran zu seyn, wenn sie weinen und Leid zu tragen scheinen. Wenn solche Menschen auch von außen Verfolgung leiden, so ist doch das Himmelreich ihnen, so genießen sie nähmlich doch jetzt schon innerlich eine himmlische Seligkeit, und einst wird ihr Lohn noch größer seyn im Himmel.

So sprach Jesus, eine solche Sittenlehre trug er vor, so lehrte er die Menschen ihre Glückseligkeit nicht in äußerlichen Gütern, sondern in sich selbst suchen, in der uneigennützigen Erfüllung ihrer Pflichten. Hätte er uns eine andere Quelle zeigen können, aus welcher für den Menschen Glück und Frieden herfließet?

Schluß. Aus dem, was ich euch sagte, sehet ihr, daß Jesus das Licht der wahren Erkenntniß Gottes in der Welt angezündet habe. Möchte doch dieses Licht eure Seelen erleuchten! Daraus sehet ihr auch, daß uns Jesus den Weg zeigte, auf dem wir den Frieden der Seele finden können. Möchtet ihr nur immer diesen Weg wandeln!

Viele kennen Gott nicht recht, sie wollen ihn nur äußerlich durch gewisse Gebothe und Gebräuche ehren, sie lieben ihn nicht als einen gütigen Vater, sie trauen seiner Vorsehung wenig oder nichts Gutes zu, und leben deßwegen stets in Angst und Furcht. Viele ringen und streben noch beständig nach äußern Gütern, sie suchen ihre Zufriedenheit nicht in sich selbst,

nicht in ihrer Tugend, und finden deßwegen nie die Ruhe der Seele. Wir wollen heute am Geburtsfeste Jesu Christi Gott danken, daß er uns Jesum, seinen Sohn, sendete, und wollen uns des Unterrichtes freuen, den uns dieser ertheilt hat. Wir wollen uns aber auch immer mehr und mehr mit der Lehre Jesu vertraut machen, und Gott als heiliges Wesen dadurch ehren, daß wir gut denken, und rechtschaffen handeln. Wir wollen auf Gott unsern liebevollen Vater felsenfest vertrauen, wir wollen nie an seiner Güte und weisen Vorsehung zweifeln. Wir wollen auch vorerst uns um Tugend und Rechtschaffenheit bewerben, und wollen in uns selbst, in unserer Tugend und Rechtschaffenheit unsere Zufriedenheit suchen, weil sie Glücksgüter nicht verschaffen können. Wenn wir dieses thun, dann wird, wie es die Engel in ihrem Lobgesange wünschten, Gott geehrt, und uns Menschen der Friede zu Theil werden. Amen.

Am Feste des h. Stephanus.

Wie wir uns bey erlittenen Beleidigungen gegen unsere Feinde betragen sollen.

Text.

Und da er niedergeknieet war, rief er mit lauter Stimme! Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde, Apostelgesch. 7, 59.

Unter so vielen Menschen, unter denen wir leben, gibt es allenthalben auch solche, welche nicht gut ge-

gen uns gesinnt sind. Manche meinen es zwar nicht alle Mahl böse, wenn ihnen einmahl ein Wort im Scherze entwischet, das uns verdrießt, oder wem sie einen Fehltritt thun, der uns beleidiget: wem entfährt nicht zuweilen ein unbesonnenes Wort? Wer thut niemahls einen Fehltritt gegen andere? Manche haben aber wirklich Böses wider uns im Sinne, und beleidigen uns vorsätzlich: diese heissen unsere Feinde. Wie sollen wir uns gegen unsere Feinde betragen?

Die Juden waren wirkliche, geschworne Feinde des h. Stephanus. Weil er ein Christ war, und die Lehren Jesu gegen sie vertheidigte, so waren sie gegen ihn erbittert, und in der Erbitterung gegen ihn steinigten sie ihn zu todt.

Solche erklärte, und offenbare Religionsfeinde haben wir keine mehr; aber mehrmahl andere, die entweder unsere Ehre, oder unser Vermögen verletzen. Man klagt ja immerhin gegen Ehrabschneider, Verleumder, gegen Diebe und Betrieger, und dergleichen ungerechte Menschen. Wie sollen wir uns gegen solche Menschen verhalten, die boßhaft und lieblos genug sind, uns zu kränken, indem sie dieses und jenes Böse gegen uns reden und thun? Sollen wir Böses mit Bösem, oder Beleidigung mit Gegenbeleidigung vergelten? Oder sollen wir alles ungeahndet über uns ergehen lassen?

Ich will heute zeigen:

Wie wir uns bey erlittenen Beleidigungen gegen unsere Feinde betragen sollen.

Ich sage:

1) Wir dürfen nicht Böses mit Bösem vergelten, aber

2) Wir dürfen uns eine gerechte Genugthuung verschaffen.

Seyd aufmerksam.

I.

Auge für Auge, Zahn für Zahn, Hand für Hand, Fuß für Fuß: so hieß es bey den Alten. 2 Mos. 21, 24. Dieses Geboth gab Moses den jüdischen Obrigkeiten, er glaubte, es wäre das beste Mittel, Bösewichte von Beleidigungen abzuhalten, wenn er verordne, daß jeder alle Mahl damit bestraft werde, womit er andere beleidiget hatte. Auge für Auge.

Aber dieses Geboth, das Moses bloß den Obrigkeiten zur Vollziehung gegeben hatte, dehnten die Pharisäer fälschlich weiter aus. Sie erklärten es dahin, daß es erlaubt sey, willkürliche Selbstrache zu nehmen, oder den wieder zu beleidigen, der uns beleidigte. Wie sie lehrten, so handelten sie in diesem Stücke auch: bey ihnen ging Rache um Rache.

Wie die Pharisäer, so machen es die meisten Menschen: sie betragen sich, wenn sie gereitzet werden, wie Thiere. Der Hund beisset, die Katze kratzet den, der sie angreifet und verletzet. Die rohen Menschen machen es nicht anders und besser. Wer sie schimpfet, den schimpfen sie wieder, wer sie schlägt den schlagen sie wieder, wer ihnen schadet, dem fügen sie wieder Schaden zu: bey erlittenem Unrechte messen sie alle Mahl mit dem Maße aus, mit welchem ihnen zugemessen wurde. Kann es recht seyn Böses mit Bösem vergelten?

Gegenbeleidigung für eine erlittene Beleidigung kann nie erlaubt seyn. Höret, was Jesus saget.

Ihr habt gehört, spricht er, daß gesagt worden sey: Auge für Auge, Zahn für Zahn; ich aber sage euch: Ihr sollt dem Bösen, nähmlich dem Beleidiger, nicht widerstehen; sondern wenn dich jemand auf den rechten Backen schlägt, reiche ihm auch den andern dar. Ihr sollt nähmlich keineswegs wieder beleidigen, vielmehr sollt ihr lieber die Beleidigung noch einmahl ertragen, als euch selbst rächen, Matth. 5, 38. 39. Er spricht die Sanftmüthigen, jene, die ihren Unwillen bey erlittenen Beleidigungen mäßigen, und nicht auf Selbstrache oder Gegenbeleidigung denken, sogar selig. Selig die Sanftmüthigen, sagt er, denn sie werden das Erdreich besitzen, Matth. 5, 4. Was er lehrte, bestätigte er auch mit seinem Beyspiele. Er war so fern von aller Selbstrache, daß er seinen Feinden, wie seinen Freunden, wohlthat. Für die Lästerungen der Juden heilte er ihre Kranken, machte er ihre Blinden sehend, predigte er ihnen göttliche Wahrheiten. Am Kreuze noch, wo er weiter nichts mehr thun konnte, bethete er noch für die, welche ihn dem schmählichsten Tode überlieferten. Ihr wisset nicht, was für ein Geist euch regieren soll, sprach er zu einigen seiner Jünger, welche verlangten, daß er Feuer vom Himmel auf eine Samaritische Stadt möge fallen lassen, weil deren Bewohner ihm die Nachtherberge versagten, Luk. 9, 55.

In die Fußstapfen Jesu trat der heil. Märterer Stephanus. Weit davon entfernt seine Feinde zu verfluchen, oder ihnen Böses zu wünschen, knieete er hin, und bethete für sie: Herr! rechne ihnen dieses, den Mord, welchen sie an mir begehen, nicht zur Sünde: so bethete er. Ganz der Lehre Jesu gemäß: Bethet für die, welche euch verfolgen, und

verleumden, Matth. 5, 44. Gegenbeleidigungen sind also niemahls erlaubt.

Das ist auch aus einem andern Grunde leicht als wahr zu begreifen. Durch Gegenbeleidigungen werden unsere Feinde immer noch feindseliger. Eine Beleidigung weckt immer wieder die andere. Und wenn es also erlaubt wäre, Böses mit Bösem zu vergelten, so würden die Feindschaften ohne Ende fortdauern: das hieße so recht das Böse unterhalten und befördern; und kann das erlaubt seyn?

Zu dem kommt noch dieses: Der Beleidiger, der Böse verdient zwar, daß ihm wieder Böses widerfahre, aber wir selbst dürfen es nicht zufügen. Wir als Beleidigte sind im Zorne und Unwillen, im Zorne und Unwillen, ist man aber nicht unparteyisch genug, Unrecht und Strafen gehörig gegen einander abzuwägen. Wir dürfen also nie Böses mit Bösem vergelten. So oft ihr euch also an euern Feinden rächet, so oft sündiget ihr.

Also sollen wir alles über uns ergehen lassen, fraget ihr? Das nicht. Wir dürfen uns für erlittene Beleidigungen eine gerechte Genugthuung verschaffen.

II.

Es ist klare Unmöglichkeit gleichgültig dabey zu bleiben, wenn uns andere beleidigen. Wie Geißelhiebe auf bloßen Leib schmerzen, so schmerzen alle Mahl vorsätzliche Beleidigungen, und eine anfängliche Aufwallung des Bluts, ein Verdruß und Unwille gegen einen boßhaften Menschen ist unvermeidlich. Gleichgültigkeit gegen alle Beleidigungen fordert aber auch Jesus nicht. Er hat sich auch selbst gegen seine Feinde

vertheidiget, und den boßhaften Juden, die ihn durch üble Nachrede lästerten, laut vor allem Volke widersprochen. Er hat auch dem ungerechten Beleidiger das Unrecht verwiesen, Joh. 18, 32. Nur sollen wir im ersten Unwillen nicht wieder beleidigen, sondern uns auf eine erlaubte Art Genugthuung verschaffen.

Seyd ihr beleidiget worden, so untersuchet vorerst: ob ihr nicht selbst die Veranlassung dazu gegeben habet. Wir sind oft unvorsichtig im Reden und Handeln, wodurch wir den Nächsten zur Beleidigung reitzen. Wie manches thun wir, was andere verdrießt? Wir spötteln, sticheln, schimpfen: sind wir auf solche Art selbst die entfernte Ursache der erlittenen Beleidigung gewesen, so lasset uns vor allem selbst vorsichtiger, klüger und besser handeln. War das nicht, und das erlittene Unrecht ist gering, so sollen wir es übersehen, und nicht gleich so empfindlich seyn: wer sollte alles in der Welt gleich so hart aufnehmen? Will man das aber nicht, so rede man mit seinem Feinde darüber. Der weise Sirach selbst gibt uns diese goldene Regel: Besser ist es, jemanden zur Rede stellen, als geheimen Groll unterhalten, 22, 1. Sprich mit deinem Nächsten darüber, vielleicht hat er es nicht gethan... Sprich mit deinem Nächsten darüber, stelle ihn zur Rede, vielleicht hat er es nicht geredet... Doch er soll es gethan und geredet haben! durch eine sanfte und liebevolle Vorstellung wird man bey ihm, wie bey den meisten Menschen, viel ausrichten. Tausend Feindschaften, und mit ihnen noch mehrere Beleidigungen würden unter euch weniger seyn, wenn ihr oft nur ein gutes Wort ausgeben möchtet. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. Ist die erlittene Beleidi-

gung groß, und richtet eine friedliebende Gesinnung nichts dagegen aus, so ist die Obrigkeit da: diese ist ein unparteyische Richter, diese wird, diese muß uns für erlittene Beleidigungen eine verhältnißmäßige Genugthuung oder Schadenersatz verschaffen: und zu dieser stehet einem jeden alle Mahl der Weg offen.

Freylich gibt es Fälle, wo auch die Obrigkeit nicht helfen kann, oder wenigstens nicht hilft. Oft fehlt es am Beweise der Unbild, die wir erlitten haben, oder es verhindert sonst etwas die Genugthuung, welche uns gehört. In diesen Fällen sollen wir, wie so viele andere Unglücksfälle, das Unrecht geduldig leiden. Wer in der Welt lebt, muß auch in ihr manches zu erdulden und zu ertragen wissen. Selbstrache aber ist alle Mahl sündhaft.

Vergeltet also nie Böses mit Bösem, sondern suchet euch Genugthuung auf die Art, die ich so eben gelehret habe. Amen.

An einem beliebigen Tage.

Flucher sind rohe, lieblose, und mit Gottes Anordnungen unzufriedene Menschen.

Text.

Mit der Zunge loben wir Gott den Vater, und mit ihr fluchen wir den Menschen, die Gott sich ähnlich geschaffen hat. Aus demselben Munde geht Lob und Fluch. So soll es nicht seyn, meine Brüder, Jakob. 3, 9 und 10.

Anders ist es nicht wie der Apostel Jakobus sagt, so gebrauchen wir unsere Zunge. Mit ihr loben wir Gott, und mit ihr fluchen wir oft in der nähmlichen Stunde unserm Nebenmenschen, dessen Seele Gott sein Ebenbild eingedrückt hat. Lob und Fluch kommt aus einem Munde.

Kaum haben viele ihr Morgengebeth geendiget, so fangen sie schon, ich darf nicht sagen wie arg, zu fluchen an. Nur etwas Geringes, das nicht nach ihrem Kopfe ist, darf vorfallen, und sie stoßen Flüche aus, vor denen jeder gesittete Mensch zittert. Was das doch für ein verschiedener Gebrauch des nähmlichen Gliedes ist!

So sollte es nun freylich nicht seyn. Es wird euch einleuchten, daß man ummöglich ein wahrer Verehrer Gottes, ein ganz guter Mensch, und zu-

gleich ein Flucher seyn könne. Es muß wohl der Grund dieser so schändlichen Gewohnheit zu fluchen tief in dem verdorbenen Herzen des Menschen zu suchen seyn. Wäre das Herz gut, so könnten aus dem Munde, mit dem wir Gott loben, keine Flüche kommen. Fließt ja aus einer guten Quelle nicht zugleich süßes und bitteres Wasser.

Und so ist es denn auch, das Herz der Flucher ist nicht so, wie es seyn soll, sie haben ein rohes, liebloses, und mit Gottes Anordnungen unzufriedenes Herz. Wie das uns doch alle von dem Fluchen abschrecken sollte!

Doch ich will euch dieses weiter ausführen. Ich will euch recht deutlich vor die Augen legen, daß die Flucher

1) rohe,
2) lieblose, und
3) mit Gottes Anordnungen unzufriedene Leute seyen.

Und das, hoffe ich, soll euch allen einen recht lebhaften Abscheu gegen das Fluchen einflößen.

I.

Die Gewohnheit zu Fluchen ist unter den Menschen gar zu allgemein. Man mag hingehen, wohin man will, so hört man große, überaus große Flucher. Auf dem Felde fluchen die Bauern, auf dem Wasser die Schiffleute, in den Werkstätten Meister, Gesellen und Jungen, in den Stuben die Aeltern, in den Küchen die Weiber, in den Ställen Knechte und Mägde, selten geht ein Tag vorüber, da man dieses nicht mit seinen eigenen Ohren, leider!

mit anhören muß. Der unbedeutenste Vorfall erregt ihren Zorn, und gibt ihnen Gelegenheit zu den schrecklichsten Verwünschungen. Will ein Geschäft nicht recht vor sich gehen, macht ein Stück Vieh einen Fehltritt, sind Knechte und Mägde beym ersten Zurufe nicht gleich bey der Hand, wollen die Kinder nicht auf den Wink gehorsamen, macht der Mann oder das Weib ein kleines Versehen: o! ich würde diesen Ort entheiligen, wenn ich einen von den tausend Flüchen wiederhohlte, die alsdann ausgestoßen werden. Manche suchen gar noch etwas Großes darin, so entsetzlich dabey zu schreyen, daß man ihre fürchterlichen Worte auf dem Felde, oder wenn sie auf dem Felde sind, in den nächsten Ortschaften höret.

Daß doch die Menschen nicht gar zu rohe seyn möchten! denn das Fluchen ist doch immer ein Zeichen von der größten Roheit eines Menschen.

Flucher sind immer rohe, ungebildete Menschen, die wenig feines Gefühl haben. Um euch hiervon zu überzeugen, so geht nur auf diejenigen Acht, welche eine gute Erziehung genossen haben. Je gesitteter jemand ist, desto seltener wird man einen Fluch von ihm hören. Daher trifft man in Städten weit weniger Flucher an, als auf dem Lande. Ihr, die ihr schon manches Mahl Gelegenheit gehabt habet, mit Leuten aus der Stadt umzugehen, werdet dieses selbst schon gefunden haben. Begegnet ihnen auch etwas Widriges, und merkt man es ihnen auch an, daß sie ungehalten darüber sind, so werden sie sich doch selten so sehr erniedrigen und fluchen. Freylich gibt es auch in höhern, besonders in gewissen Ständen solche, die man nicht von diesen Fehler freysprechen kann. Aber dieses beweiset nur so viel, daß man einen besseren Rock anhaben, zu einem vornehmen

Stande gehören, und doch ein roher, ungeschlachter Mensch seyn könne. Wahrhaft gebildete Leute fluchen nie.

Und sehet nur einmahl auf die Thiere hin. Was thun diese, wenn man ihnen etwas nehmen, oder nur das geringste Leid zufügen will? Der Hund brummt, bellt, beißt um sich, und will selbst den Stein, den man nach ihm geworfen hat, mit seinen Zähnen zermalmen. Andere knirrschen mit den Zähnen, kratzen oder stoßen. Ist wohl das Fluchen in vielen Fällen, z. B. wenn man sich an einem Steine oder Baume gestoßen hat, irgendwo hängen blieb, etwas anders, als eine Handlung, wie die der vernunftlosen Thiere? Diesen sollte aber doch wohl der Mensch in keinem Falle gleich thun. Welche Vernunft verräth es wohl, über leblose Dinge zu fluchen, kann man denn diesen ein Uebel zufügen, sie sind ja ganz empfindungslos!

Wenn also das Fluchen auch nichts anders wäre, als ein Ausbruch eines rohen Gemüthes, so müßten wir ja schon davon abstehen. Wer möchte wohl unter die Classe roher Menschen sich zählen lassen! Ein gewisses sanftes, anständiges Betragen gefällt überall, läßt auch vorzüglich schön an Bauersleuten. Fordert es der h. Paulus ja auch von allen ohne Unterschied. Meine Brüder, was wahrhaftig, was wohlanständig — —, was liebenswürdig, und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein Lob ist, darauf seyd bedacht, schreibt er an die Philipp. 4, 8. Polternde Ausdrücke, Flüche u. d. gl. gehen aber schnurgerade gegen das, was man wohlanständig, liebenswürdig und rühmlich nennet.

Merkt es euch also: Flucher sind rohe, thierische, ungeschliffene Leute.

II.

II.

Flucher sind zweytens auch lieblose Leute. Was zeigt es anders an, das zurückschreckende Wesen der Flucher, als große Lieblosigkeit? Wen man liebt, dem flucht man sicher nicht. Einem armen Thiere etwas Böses wünschen ist schon unmenschlich, verräth schon ein gefühlloses, ein sehr hartes Herz. Wie lieblos muß erst der seyn, der einem Menschen alle Uebel an den Hals wünschet! Weil man sich zu schwach fühlet, oder vor Strafe fürchtet, einen, der eben nicht nach unserem Kopfe lebt, zu Grunde zu richten, so ruft man zu seinem Untergange Satan und Hölle, so rufet man alle Elemente zu seinem Verderben auf: wahrlich! ohne den höchsten Grad von Lieblosigkeit kann dieses kein Mensch gegen ein fühlendes Geschöpf thun.

Man entschuldige sich nicht damit, und sage: es wäre nicht so böse gemeinet. Es mag seyn, daß das Herz des Fluchers nicht so teuflisch beschaffen ist, als es dessen Worte aussagen, aber gut meint es der Flucher sicher nicht. Wenn er nur einen Funken Menschenliebe hätte, was würde er thun? Er würde gegen die, gegen welche er nach seiner Art Gift und Galle ausstoßet, ganz anders handeln. Zuerst würde er ihr Thun und Lassen untersuchen. Fände sich an demselben wirklich etwas zu verbessern, nun so würde er sagen: Das ist gefehlt, das muß forthin so gemacht werden, er würde vorerst das fehlerhafte Betragen rügen, und davor warnen. Wären seine Worte fruchtlos, dann würde er drohen, geschieht das noch einmahl, würde er sprechen, so muß ich strafen. Kehrten sich die andern auch nicht daran, so würde er jetzt, und nicht eher zu einer solchen

Bestrafung schreiten, welche ihm als Ehegatten, Vater oder Hausherrn die Klugheit anrathen. So würde er gegen die, welche ihm untergeben sind, handeln. Mit solchen, deren Betragen ihn kränket, die aber nicht unter ihm stehen, würde er, wenn vernünftige menschenfreundliche Vorstellungen nichts fruchteten, den Weg der Rechte gehen. Auch seiner Obrigkeit, überhaupt höhern Personen, die ihn beleidigen, und von welchen er sich keine Genugthuung zu verschaffen weiß, würde er nicht fluchen. Er würde sich als Christ an das Geboth Jesu erinnern: ich sage euch, liebet eure Feinde, segnet die, die euch Unglück wünschen, thut denen, die euch hassen wohl, und bittet für die, welche euch unrecht thun und verfolgen, Matth. 5. 44.; seine Sache Gott überlassen, und von ihm das Beste hoffen.

Auf diese Art verfahren wir auch wirklich gegen alle die, welche wir wahrhaft lieben. Nicht leicht wenden wir etwas gegen ihre Aufführung ein. Selten nehmen wir etwas von ihren Worten oder Handlungen übel auf. Mit den gelindesten Ausdrücken, mit der größten Freundlichkeit, oder wenigstens ohne Zorn, stellen wir ihnen das vor, was wir von ihnen abgeändert wünschten. Jede Strafe, welche wir etwa an ihnen vollziehen müssen, thut uns so wehe, als ihnen selbst. Nur wenn unsere Ehefrau einmahl ein Wort spricht, oder das Geringste thut, welches uns an den Kopf stoßet; nur wenn unsere Kinder einmahl leichtsinnig handeln, wie gewöhnlich die Jugend zu handeln pfleget; nur wenn unsere Dienstbothen, unsere Nachbarn, unsere Vorgesetzten nach unserer Meinung nicht recht thun, nur dann fahren Flüche tausendweise über sie aus unserm Munde, und die armen Geschöpfe wären auf ewig unglücklich,

wenn eine einzige ausgestoßene Verwünschung die geringste Wirkung hätte. Ist das kein offenbares Zeichen, daß es uns an Menschenliebe fehle? Würden wir dieses thun, wenn wir liebevoll gegen sie wären? Die Menschenliebe ist nicht jähzornig; nimmt Beleidigung nicht hoch auf, sie verträgt alles, sie duldet alles, sagt der h. Paulus, 2 Cor. 13, 5, 6. Gerade dagegen sündigen die Flucher. Diese erzürnen sich über den unbedeutendsten Vorfall, sehen überall Beleidigung; können an andern keine Schwachheit, keinen Fehler ertragen; statt manches zu übersehen und zu dulden, brausen sie auf bey allem, was ihnen widrig ist, und so wie ein über das Ufer getretener Fluß überall Schlamm und Unrath auswirft, so werfen sie ohne Unterschied ihre Flüche aus. Flucher sind also lieblose Leute.

III.

Flucher sind drittens mit Gottes Anordnung unzufriedene Leute. Wahr ist es, die Vorfälle des Lebens fordern oft große heldenmäßige Geduld; recht viel gehört gar oft dazu, sich in Gottes Fügungen zu ergeben. Man stehet oft da, wenn man vor Arbeit erliegen möchte, und doch nicht zu leben hat, wenn man alle Kräfte aufbiethet, und doch alles rückwärts gehet; wenn man bey aller Verträglichkeit, doch beständig im Unfrieden leben muß; wenn man bey seiner Rechtschaffenheit ein Häuchler seyn muß, mißkannt, verleumdet und gelästert wird; wenn man die gerechteste Sache hat, und doch das Urtheil vor Gericht gegen einen ausfällt: ja da steht man oft da, mit in einander geschlungenen Händen steht man da, und möchte den Himmel fragen: warum einem das

doch alles begegnet! Aber was thut der Christ? Er ist bey allen Schickungen Gottes doch zufrieden. Die Erde ist der Ort meiner Prüfung denkt er. Daß ich im Schweiße meines Angesichts mein Brot esse; daß ich durch Trübsale, wie das Gold durch das Feuer, geläutert werde; daß ich mich in der Geduld, Gelassenheit und jeder schönen Tugend übe, deßwegen lebe ich auf Erden, das ist meine Bestimmung hienieden, so ruft der Christ sich selbst zu, und sündiget nie mit seiner Zunge. Was thut hingegen der Flucher? Der zeigt bey allem, was nicht nach seiner jedesmahligen Laune ist, die größte Ungeduld. Wird er einmahl bey der Arbeit müde, hat nicht jedes Geschäft den besten Erfolg, so flucht er. Zeigt sich einmahl das Vieh widerspänstig, so verwünscht er es in den tiefesten Abgrund der Erde, und schlagt wie rasend auf es hinein. Greift ein Kind, die Frau oder das Gesinde nicht alles so an, wie er es gerade wünscht, so wird auch sein ärgster Fluch auf diese geworfen. Niemand, sey es, wer es wolle, ein Anverwandter, ein Nachbar, ein geistlicher oder weltlicher Vorgesetzte, keiner ist ihm zu hoch, auf dem nicht seine Flüche schwer und hundertweise fallen, so bald er ihm nicht ganz zu Willen lebt. Was legt der Flucher dadurch an den Tag, was anders als seine höchste Unzufriedenheit mit dem, was Gott über ihn verhängt? Wenn kein Haar von unserem Haupte fallet, ohne den Willen unsers Vaters im Himmel, wenn Glück und Unglück vom Herrn kommen, wenn sich alles unter seiner Vorsehung ereignet, was kündigt der Flucher durch seine Ungeduld, durch seine Flüche deutlicher an, als dieses: Ich bin mit den Anordnungen Gottes nicht zufrieden! Flucher sind also, ihr sehet es aus dem, was ich sagte, Flucher sind also mit Gottes Anordnungen unzufriedene Leute.

Möchtet ihr m. L.! dieses doch beherzigen! Möchtet ihr es euch doch wohl zu Gemüthe führen, wie schändlich die Gewohnheit zu fluchen sey! Rohe Leute sind die Flucher, nicht viel besser als das der aufgebrachten unvernünftigen Thiere, so roh ist das Betragen der Flucher. Lieblose Leute sind die Flucher, gegen das Grundgesetz der christlichen Religion, gegen das Geboth der Liebe sündigen die Flucher. Unzufriedne Leute sind die Flucher, mit dem, was der allweise Gott über die Menschen verhängt, mit den weisesten Verfügungen des Himmels sind die Flucher unzufrieden. Wer dieses bedenkt, und doch noch fluchen kann, der muß ein verdorbener, ein von Grund aus verdorbener Mensch seyn. Amen.

